

Erster Weltkrieg

Kulturwissenschaftliches Handbuch

Bearbeitet von
Niels Werber, Stefan Kaufmann, Lars Koch

1. Auflage 2014. Buch. ix, 523 S. Hardcover
ISBN 978 3 476 02445 9
Format (B x L): 17 x 24,4 cm
Gewicht: 1091 g

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Kultur- und Ideengeschichte](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Erster Weltkrieg

Kulturwissenschaftliches Handbuch

Herausgegeben von Niels Werber, Stefan Kaufmann und Lars Koch
Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar

Kapitel IV.4: Ideenkrieg – Sinnstiftung des Sinnlosen?

Es ist schon fast zum Klischee geworden, den Ersten Weltkrieg als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) zu bezeichnen. Dieser erste große industrialisierte Krieg habe die Selbstverständlichkeiten des 19. Jahrhunderts zerstört und damit eine neue Epoche eingeläutet. Ein bis dahin unvorstellbares Ausmaß der Mobilisierung von Mensch und Waffen gab dem Krieg einen so neuartigen Charakter, dass der neu geprägte, in jeder Hinsicht extreme Begriff „totaler Krieg“ ihn am besten zu beschreiben schien (vgl. Chickering 2000; Chickering/Förster 2003). Schätzungsweise 20 Millionen Menschen verloren ihr Leben als Folge des Krieges. In Deutschland allein wurden etwa 13 Millionen Männer eingezogen, von denen 2 Millionen fielen. 60 Prozent der über 10 Millionen Frontsoldaten musste mindestens einmal wegen Verwundung oder Krankheit von der Front abgezogen werden. In den ersten fünf Monaten wurden etwa eine Million deutsche Soldaten verwundet oder getötet, allein in Verdun 800.000. Hunger und Kälte führten zu unvorstellbarem Leiden und Tod in der Heimat. Staatliche Ordnungen zerbrachen unter den Belastungen des Krieges, und seine Folgen bedeuteten eine kaum zu bewältigende Bürde für die Weimarer Republik und andere Nationen (Bessel 1993, 5ff.; Eksteins 1989, 100 und 144, Hobsbawm 1995, 40ff.). Fast jeder Deutsche wird eine Verwundung oder einen Tod im Familien- und Freundeskreis zu beklagen gehabt haben. Und gerade das Bildungsbürgertum, das bei der Deutung des Krieges eine zentrale Rolle spielte, hatte besonders hohe Verluste zu ertragen: 20 Prozent der dienenden Studenten fielen, angeblich sogar zwei Drittel der ehemaligen Mitglieder der Jugendbewegung (Breuer 1993, 31f.).

Im Ersten Weltkrieg verletzte die politische und militärische Führung offensichtlich fundamentale moralische Prinzipien und zeigte sich hoffnungslos überfordert. In den großen Schlachten fielen Hunderttausende, ohne dass ein klares strategisches Ziel zu erkennen

gewesen wäre. Man verbreitete Propagandalügen und zensierte Feldpostbriefe, wenn diese die Wirklichkeit des Krieges zu realistisch darstellten. Die Truppe kämpfte und litt, ohne die Heimat vor Hunger schützen zu können. Während sich die Lage für die Masse der Bevölkerung immer mehr zuspitzte, machten Kriegsgewinnler ein Vermögen und konnten sich auf dem Schwarzmarkt gut versorgen. Während heldenhafte Erfolge und weitreichende Kriegsziele beschworen wurden, war es eigentlich offensichtlich, dass Deutschland bei einem langen Krieg wegen der schwächeren Wirtschaftskraft und der Handelsblockade schließlich unterliegen musste. Und tatsächlich kapitulierte Deutschland; Soldaten und Zivilisten hatten trotz ihres Einsatzes nichts erreicht.

Aus heutiger Sicht – und besonders von einer selbst innerhalb der westlichen Welt besonders kriegskritischen bundesrepublikanischen Perspektive – muss ein solch langer und destruktiver Krieg als sinnlos erscheinen. Muss nicht ein Soldat, der jahrelang Hunger, Angst und Strapazen ertragen hat, Kameraden hat sterben sehen und vielleicht Schaden fürs Leben genommen hat, muss nicht eine Frau, die in verzweifelt materiellen Umständen mit allen Kräften dafür kämpfte, auf sich allein gestellt die Familie über Wasser zu halten, müssen nicht die um einen Liebsten Trauernden oder einen Kriegsversehrten Bemitleidenden den Glauben an die Sinnhaftigkeit eines solchen Krieges verlieren? Muss nicht der Erste Weltkrieg eine tiefe Zäsur sein, weil er den Glauben an überkommene Autoritäten und Werte fundamental erschütterte: an Kaiser und Generäle, die die Nation in diesen Krieg führten, an die Kirchen, die in allen Ländern die Waffen segneten, an einer nationalistischen und militaristischen Ideologie, die Krieg und Tod fürs Vaterland verherrlichten, und an jeder Art von Fortschrittsglauben, der eine kontinuierliche historische Aufwärtsbewegung postulierte?

Militär und Krieg im Deutschen Kaiserreich

Der Inhalt eines Erlebens ergibt sich jedoch nicht allein aus der erlebten Situation, sondern auch aus der mentalen Disposition derer, die die Situation erleben. Im Deutschen Kaiserreich prägte ein sozialer Militarismus die Mentalität weiter Teile der Bevölkerung. Durch die erfolgreichen Einigungskriege 1870/71 hatte das Militär ein hohes Prestige gewonnen. Die Bessergestellten zierten sich gern mit dem Rang des Reserveoffiziers, während viele einfache Männer nach Kriegs- oder Militärdienst einem Kriegerverein beitraten (etwa 15 Prozent der männlichen Bevölkerung war Mitglied im Kyffhäuserbund der Deutschen Landeskriegerverbände; daneben gab es noch schwer zu erfassende unabhängige

Kriegervereine). Der Dienst in der Armee hatte mithin häufig eine prägende Kraft fürs gesamte Leben. Es bestand ein breites Bedürfnis, die eigene soldatische Männlichkeit zu betonen und öffentlich zur Schau zu stellen (vgl. Rohkrämer 1990; Frevert 2001; Ulrich u.a. 2001; Wette 2008, Kap. II). Dies musste nicht in Kriegstreiberei münden, bedeutete aber doch zumindest militärische Konflikte und Kriegsdienst als Notwendigkeit zu akzeptieren. Man verherrlichte weithin den ‚Tod fürs Vaterland‘ als heroisches Opfer, wenn man nicht sogar dem Krieg als angeblichem ‚Jungbrunnen der Völker‘ einen positiven Sinn zuschrieb.

Wohl gab es auch Pazifisten im Kaiserreich, doch die 1892 gegründete Deutsche Friedensgesellschaft kam vor dem Ersten Weltkrieg nicht über magere 10.000 Mitglieder hinaus. Obwohl sie keine radikale Kriegsgegnerschaft propagierte, fand sie sich heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Man warf den Pazifisten in schäumendem Ton vor, dass ihre ‚Friedensschwärmerei‘ die Nation durch eine Unterminierung soldatischer Männlichkeit schwäche. Dabei stellte sich die Friedensgesellschaft nicht gegen den Militärdienst oder gegen die Überzeugung, dass es notwendige und gerechte Kriege gebe, sondern sah sich eher als Vorreiter eines allgemeinen geschichtlichen Trends zu einer internationalen Rechtsordnung. Gerade in den Schriften des prominenten Pazifisten Alfred Fried zeigte sich die fortschrittsgläubige Hoffnung, dass die wachsende wirtschaftliche und kommunikative Vernetzung der Welt mit einer gewissen Notwendigkeit auf eine Stärkung des Völkerrechts und schließlich auf eine internationale politische Gemeinschaft hinführe. Wegen dieser moderaten Einstellung konnten sogar Aussprüche des Kaisers Wilhelm II. als pazifistisch gepriesen werden – obwohl er eigentlich eher für provozierende Äußerungen bekannt war, die immer wieder diplomatische Spannungen provozierten (vgl. Holl/Wette 1981; Holl 1988, Kap. II; Benz 1988).

Ungleich mächtiger als der Pazifismus war die starke Sozialdemokratische Partei Deutschlands, die sich mit aller Schärfe gegen den Militarismus des Kaiserreichs aussprach. Allerdings schwächte sich ihre antimilitaristische Haltung während des Kaiserreichs ab; galt zunächst ‚[d]iesem System keinen Mann und keinen Groschen!‘ so wurde zunehmend akzeptiert, dass Deutschland wehrhaft sein müsse, um sich notfalls auch militärisch verteidigen zu können. Unter dem lebhaften Beifall seiner Fraktion konnte der Parlamentarier Gustav Noske 1907 im Namen der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten erklären: „Wir wünschen, dass Deutschland möglichst wehrhaft ist, wir wünschen, dass das ganze deutsche Volk an den militärischen Einrichtungen, die zur Verteidigung unseres Vaterlandes notwendig sind, ein Interesse hat“ (zitiert nach Wette 2008, 80). Wie man jedoch bei einem drohenden Krieg, wenn jede nationale Regierung sich in einer wenig transparenten Situation

ins Recht zu setzen sucht, feststellen kann, ob ein Verteidigungsfall vorliegt, darüber machte sich die Sozialdemokratie offenbar keine Gedanken.

Insgesamt lief die historische Entwicklung entgegen der Überzeugungen von Alfred Fried nicht auf eine internationale Rechtsgemeinschaft zu; vielmehr war die Situation von einem Wettrüsten und scharfen internationalen Konflikten um imperiale Besitztümer und Einflussphären geprägt. Dies war keine reine Politik ‚von oben‘: Gerade Bildungsbürger, und dabei noch einmal mehr die Jüngeren, begleiteten diese Entwicklung mit begeisterter Zustimmung. Der Historiker Gerhard Ritter erinnerte sich mehr als Zeitzeuge denn als Wissenschaftler, dass gerade „die jüngere Generation [...] die neuen Schlagworte von Streben nach ‚Weltmacht‘ und ‚Seemacht‘“ mit Begeisterung aufnahm (Ritter 1965, 126f.), und der Soziologe Max Weber nannte den Kampf um die deutsche Einigung einen „Jugendstreich“, der nicht mehr sein solle als „der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtpolitik“ (Weber 1993, 571; vgl. allg. Boemeke u.a. 1999).

Begeisterte Kraftmeierei begleitete den Machtdrang des Wilhelminischen Deutschlands, aber auch der Glaube an die Unausweichlichkeit internationaler Konkurrenz. Ein sozialdarwinistisches Denken prägte die Zeit, welches den Kampf zwischen Nationen zum ewigen Naturgesetz erklärte. Das Überleben verlange die ständige Anspannung aller Kräfte; ein Mangel an Kampfbereitschaft sei der erste Schritt zum unausweichlichen Niedergang. Im Kampf zwischen den Nationen könne sich nur das Land behaupten, welches mit allen Mitteln um Machtsteigerung kämpfe. Der Krieg erschien so als ultimativer Test für die Nation, der Frieden als Phase der Kriegsvorbereitung. Die Zukunft werde von wenigen hegemonialen Weltmächten bestimmt, so eine weitere Überzeugung, zu denen Deutschland aufsteigen müsse; ansonsten werde es zum Satellitenstaat einer anderen Weltmacht degradiert (Neitzel 2000).

Der Erste Weltkrieg

Eine solche militarisierte Weltsicht hatte entscheidenden Einfluss auf das Erleben und Verstehen des Ersten Weltkriegs. Dies zeigte sich zunächst bei Kriegsbeginn im August 1914. Wohl war sicherlich nicht ganz Deutschland von einem ‚August-Enthusiasmus‘ erfasst, wie es weithin im Rückblick erschien (Verhey 1997); auffällig ist aber doch, wie groß die Bereitschaft war, der politischen und militärischen Führung Glauben zu schenken und in den Krieg zu folgen. Neben der öffentlichen Begeisterung gerade von jungen Männern des

Bürgertums gab es durchaus Angst und Sorge in der Bevölkerung, aber eine Gegnerschaft zum Kriegseintritt äußerte sich praktisch nicht.

Wie die Geschichtslegende von der allgemeinen Kriegsbegeisterung im August 1914, so ist auch die Verherrlichung von Kameradschaft, Opferbereitschaft und männlichem Heldentum in vielen Weimarer Kriegsromanen eine nachträgliche Stilisierung. Was immer an anfänglicher Begeisterung bestanden haben mag, so zerstob sie doch schnell in der Konfrontation mit der Realität des Krieges. Das soldatische Leben war hart und entbehrungsreich. Die hierarchische Ordnung führte zu Ungerechtigkeiten, und so mancher Vorgesetzte war schikanös und brutal. In den Schlachten waren die Soldaten oft von Angst überwältigt, die ruhigeren Phasen waren häufig von zermürender Langeweile geprägt. Kameradschaft war in dieser Situation eine Notwendigkeit, aber sie konnte nicht nur eine gewisse Geborgenheit vermitteln, sondern auch einen grausamen Gruppenzwang darstellen. Nicht nur sorgten sich die Menschen daheim um ihre Soldaten, sondern die Frontsoldaten erfuhren auch mit Sorge von den Entbehrungen an der Heimatfront (vgl. Ulrich/Ziemann 1994; Ulrich 1997; Ziemann 1997). Selbst ein kriegsfreiwilliger Elitesoldat wie der Stoßtruppführer Ernst Jünger schrieb in sein Tagebuch:

Ich bekomme [...] ganz andere Ideale. Ein solides Studentenleben mit Lehnstuhl und weichem Bett und einem kleinen Freundeskreis.“ – „Lange schon bin ich im Krieg, schon manchen sah ich fallen, der wert war zu leben. Was soll das Morden und immer wieder Morden? Ich fürchte, es wird zu viel vernichtet und es bleiben zu wenige, um wieder aufzubauen. Vorm Kriege dachte ich wie mancher: nieder, zerschlagt das alte Gebäude, das neue wird auf jeden Fall besser. Aber nun - es scheint mir, daß die Kultur und alles Große langsam vom Krieg erstickt werden. Der Krieg hat in mir doch die Sehnsucht nach den Segnungen des Friedens geweckt.“ (Jünger, 2010, Tagebucheintrag vom 8.1.1915 und 1.12.1915).

Es ist Richard Bessel zuzustimmen, wenn er in seiner grundlegenden Studie zum Kriegsende feststellt: „Far from wanting to glorify violence and things military, many men came away from their wartime experiences with a profound antipathy towards war“ (Bessel 1993, 258). Wenn im folgenden vor allem jene betrachtet werden, die sich aktiv mit der Erinnerung an den Krieg auseinandersetzten, so ist doch auch zu beachten, dass viele nach 1918 vor allem den Krieg vergessen wollten, sich in Familie und Beruf zurückzogen oder mit Amerikanismus und populärer Kultur zivile Zerstreungen und Ideale.

Die Ich-Dokumente der Zeit zeigen mit aller Deutlichkeit, dass die Menschen an Front und Heimatfront viel über die Schrecken und Entbehrungen, die sozialen Ungerechtigkeiten und offensichtliche Propagandalügen schimpften. Mindestens ebenso bemerkenswert ist

jedoch, wie lang die Unterstützung für den Krieg anhielt. Insgesamt vollzog sich eine graduelle Desillusionierung, doch solange man noch auf einen Sieg hoffen konnte wurde der Krieg weithin mitgetragen. Die anfängliche Vorstellung eines politischen Burgfriedens für die Kriegszeit zerfiel bei der Auseinandersetzung zwischen Befürwortern weitreichender Kriegsziele und denen, die einen Verständigungsfrieden anstrebten, es gab Streiks um bessere Arbeitsbedingungen – aber bis zum offensichtlichen Zusammenbruch gab es keine Massenbewegung, die ein sofortiges Ende des Krieges gefordert hätte. Die Erfahrung des Krieges war uneinheitlicher, als es im Nachhinein oft erscheint: so beherrschten die deutschen Truppen etwa im Osten weite Gebiete und fühlten sich nicht selten als überlegene Herrenmenschen (Liulevicius 2009; Liulevicius 2010; Sammartino 2010). Noch die Frühjahrsoffensive 1918 ließ Optimismus und Einsatzbereitschaft aufblühen; erst nach ihrem Scheitern zeigten sich flächenweite Zersetzungserscheinungen. Die Zahl der Deserteure erreichte schließlich eine solche Höhe, dass der Militärhistoriker Wilhelm Deist zurecht von einem „verdeckten Militärstreik“ gesprochen hat (Deist 1992), die Matrosen weigerten sich schließlich, in eine letzte aussichtslose Seeschlacht zu ziehen, und der Krieg mündete in eine Revolution gegen die alte Ordnung, doch all dies erst, als man die völlige Hoffnungslosigkeit der Lage erkannt hatte. Die Kriegsbedingungen allein genügten offensichtlich nicht, Massenprotest zur Beendigung des Krieges zu entzünden. Trotz der schrecklichen menschlichen Folgen dieses ‚totalen Krieges‘ erschien der Kriegseinsatz weiten Teilen der Bevölkerung erst dann als unsinnig, als sie die Unausweichlichkeit der Niederlage erkannten. Der gemeinsame Nenner von ‚verdecktem Militärstreik‘ und Revolution war damit nicht der Glaube, dass ein moderner industrialisierter Krieg mit seinen millionenfachen Opfern an sich sinnlos sei; als sinnlos galten vielmehr weitere Opfer für einen verlorenen Krieg.

Der Erste Weltkrieg als geistige Herausforderung

Der Weltkrieg erschien zu Beginn der Weimarer Republik für viele als Katastrophe, weil er manche zuvor bestehenden Vorstellungen gründlich durchkreuzte. Er stellte zunächst den Fortschrittsglauben fundamental in Frage – und dies weit über die pazifistische Hoffnung auf eine Entwicklung zum friedlichen Weltstaat hinaus. Industrialisierung und Technisierung dienten offensichtlich nicht zwangsläufig einer Steigerung des Lebensstandards, sondern bedeuteten auch eine Potenzierung der zerstörerischen Kräfte. Das Erkennen der Ambivalenzen der Moderne war zwar nicht neu – die Kulturkritik des 19. Jahrhunderts hatte

sie schon intensiv thematisiert –, aber sie waren durch den Weltkrieg so augenscheinlich geworden, dass sich dieses Gedankengut radikalisierte und vor allem viel weitere Kreise erreichte.

Auch wenn die Schrecken des Krieges den modernen Fortschrittsglauben fundamental erschütterten, so konnten antimoderne Denker und Bewegungen nicht triumphieren. Die Schrecken der Technik waren mit neuer Macht hervorgetreten, aber auch ihre Alternativlosigkeit. Wenn man nicht der Realität ausweichen wollte, musste man sich der Frage stellen, wie die moderne Technik zu nutzen und einzubinden sei. So erschienen gerade der jüngeren Generation Antimodernismus und Romantik nach dem Krieg als unrealistisch. Nicht harmonische Vorstellungen von einer natürlichen und guten menschlichen Existenz bestimmten nun das vorherrschende Weltbild, sondern eher ein Verständnis geprägt von Konflikt, Aggression, Unversöhnlichkeit und Härte (vgl. Lethen 1994). Eine zur Schau getragene „Sachlichkeit“ und illusionslose Akzeptanz der Härten des Lebens, um mit einer „sachlich[en], rationell[en] und ökonomisch[en]“ Haltung eine „Beherrschung der Welt der Sachen“ zu erreichen, konnte schließlich geradezu als Signum der jungen Generation erscheinen (Gründel 1933, 94).

Auf einer fundamentalen Ebene warf der Erste Weltkrieg so durchaus grundsätzliche Sinnfragen auf. Nietzsches Diagnose einer Bewegung des Nihilismus gewann an Plausibilität (Hemming u.a. 2011), und auf populärwissenschaftlicher Ebene wurde Oswald Spenglers Buch *Der Untergang des Abendlandes* (1918-1922) zu einem Bestseller. Auch wenn der Verfasser große Teile des Werks schon vor 1914 geschrieben und noch im Vorwort von 1917 an einen deutschen Sieg geglaubt hatte, auch wenn es ihm nicht allein um Deutschland, sondern viel allgemeiner um den Niedergang der abendländischen Kultur ging, so schufen doch Krieg und Niederlage den Resonanzraum, in dem das Werk zu einem Medienereignis avancierte. Spenglers Grundthese, dass sich die Möglichkeiten der abendländischen Kultur erschöpft hätten, traf einen Nerv der Zeit, wobei sie eine höchst umstrittene Diagnose anbot: Schon bald sah sich der Autor mit heftigen Vorwürfen konfrontiert, sein Denken sei fatalistisch und tathemmend – und er wehrte sich entschieden gegen diese Lesart in seiner Schrift „Pessimismus“ (in Spengler 1937). Die Faszination mit der These des „Untergangs des Abendlands“ zeigt, wie hingezogen sich viele zu einem pessimistischen Fatalismus fühlten, aber die Debatte um das Buch zeigt auch den Willen, sich gegen einen angeblichen Niedergang aufzubauen durch die Suche nach realitätsgerechten Handlungsmöglichkeiten.

Der Kampf um die ideologische Besetzung der Erinnerung: die kritischen Deutungen des Krieges

Für alle politischen Lager stellte die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg ein Problem dar. Nicht nur war die Linke im Krieg ungleich nationalistischer gewesen, als die marxistische Lehre verkündete, sondern sie musste sich auch der Frage stellen, warum die mächtige Arbeiterbewegung so wenig Einfluss auf Kriegsbeginn und Kriegsverlauf hatte nehmen können. Und wenn zunächst der Glaube bestand, dass die Republik den Weg zum Sozialismus beschreiten werde, so ergab sich doch schon bald aus den Wahlen, dass es nicht zu einer Mehrheit der Arbeiterparteien kommen würde.

Die Antikriegs-Stimmung artikuliert sich nie so stark, wie man es nach einem solchen Krieg hätte erwarten können. Zwar wuchs die Deutsche Friedensgesellschaft als Folge des militärischen Konflikts, doch kam sie über bescheidene 30.000 Mitglieder nicht hinaus. Es gab eine katholische Friedensbewegung, ein Deutsches Friedenskartell und eine „Nie wieder Krieg“-Bewegung, aber Demonstrationen gegen den Krieg mobilisierten nicht mehr als 100.000 – 200.000 Demonstranten. Es gelang somit nur in sehr begrenztem Maße, dem Weltkrieg als aufrüttelnde Warnung einen pazifistischen Sinn zu geben.

Die größte zumindest kriegskritische Organisation der Weimarer Republik stellte der SPD-nahe Veteranenverband Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold mit schätzungsweise ein bis zwei Millionen Mitgliedern dar (Ziemann 1998). Auf verbaler Ebene sprach sich der Verband deutlich gegen eine Verherrlichung der Kriegserinnerung aus. Gegen eine Verharmlosung des Krieges betonte er dessen Schrecken und Unmenschlichkeit, gegen den Glauben an eine harmonische Kameradschaft den Gegensatz von Offizieren und Mannschaft. Der Krieg galt als Unglück und Kulturschande, als ein Versagen der Politik. Jedoch bestand ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen Form und Inhalt: Der Reichsbanner war eine männerbündische Organisation, die damit den Anteil von Frauen am Krieg in der Erinnerungskultur marginalisierte, er war ein Veteranenverband, der die Verbundenheit ehemaliger Soldaten betonte und die Heldenhaftigkeit der einfachen Soldaten nicht in Frage stellte, und er war vom Auftreten her sehr ähnlich zu den Kampfverbänden der Rechten. Kinder, Frauen und Gebrechliche sollten in den Umzügen nicht mitmarschieren, weil dies im Widerspruch zum männlich-heroischen Image stand, welches der Reichsbanner verkörpern wollte. „Soldatische Härte, soldatische Entschiedenheit und radikale Kompromisslosigkeit“ (Rohe 1966, 111) waren selbst in diesem republikanischen Verband höchste Tugenden. Bei aller Distanz zur Verherrlichung des Weltkriegs wurde doch der Soldat zum Ideal der

Männlichkeit stilisiert und die Bereitschaft zur Landesverteidigung betont (vgl. Saehrendt 2004). Die Macht des Militarismus in der Weimarer Republik zeigt sich vielleicht gerade darin am deutlichsten, dass auch der Reichsbanner in Form und Haltung davon geprägt war. Auch in der Arbeiterbewegung bestand das Bedürfnis, die Kriegserinnerung zu pflegen, und es gelang nicht, dafür eine eigene Form zu finden.

Die KPD unterschied sich von der SPD darin, dass sie den Weltkrieg als imperialistischen Krieg vorbehaltlos verdammt. Auch das bedeutete allerdings keine Ablehnung des Krieges an sich; nur müsse der Einsatz der Revolution dienen. Letztlich galt Krieg als unvermeidlich im revolutionären Kampf, und um Wähler zu gewinnen konnte die Partei gegen Ende der Weimarer Republik sogar im unverantwortlich-populistischen Ton proklamieren, Deutschland solle nicht länger die Verpflichtungen des Versailler Vertrages akzeptieren.

Der Kampf um die ideologische Besetzung der Erinnerung: die nationalistische Deutung des Krieges

Mit der Niederlage 1918 hatten die militärischen Ambitionen der nationalistischen Rechten völligen Schiffbruch erlitten. Für sie war es deshalb zunächst einmal eine besonders große Herausforderung, ihre bisherige politische Haltung zu rechtfertigen und dem Krieg einen Sinn abzugewinnen – und dennoch dominierte mit den Jahren die nationalistische Deutung des Krieges. Wie konnte die Rechtfertigung einer gescheiterten Politik und ein verbissenes ‚weiter so‘ mit dem Streben nach Weltmacht gelingen und schließlich politisch erfolgreich sein?

In einem fundamentalen Sinne bedeutete der Weltkrieg für die nationalistische Rechte keine Zäsur. Das Ziel, Deutschland als hegemoniale europäische Macht und damit als Weltmacht zu etablieren, wurde auch im Rückblick nicht infrage gestellt. Der Krieg an sich – und selbst ein so verlustreicher militärischer Konflikt wie der Weltkrieg – erschien nicht, wie für die linken Kriegsgegner, als „Blutbad“, das man in Zukunft unbedingt vermeiden müsse (Bavaj 2005, 487). Die Opfer wären vielmehr für die nationalistische Rechte durchaus gerechtfertigt gewesen, wenn Deutschland den Krieg nur gewonnen hätte. Nicht die Sinndeutung des ‚totalen Krieges‘ war damit die zentrale Herausforderung, sondern die Erklärung der Niederlage.

In der nationalistisch-militaristischen Perspektive erschien die Kapitulation zudem nicht als historischer Bruch mit vergangenen Ambitionen. Im Gegensatz zu 1945 sah die Rechte die Niederlage von 1918 überraschenderweise nie als ein Ereignis, an dem das Weltmachtstreben endgültig Schiffbruch erlitten hätte. Das Ende des Kampfes galt eher als Erschöpfungsphase, als eine Phase des Lernens aus der Vergangenheit und der Vorbereitung auf eine Zukunft, in der man besser vorbereitet noch einmal den Griff nach der Weltmacht wagen würde. Der Kampf gegen die Folgen der Niederlage, gegen den Versailler Vertrag und für eine neue Stärkung Deutschlands war auf der Rechten eine unumstrittene Grundüberzeugung.

Wenn der Erste Weltkrieg dennoch zu einem Wandel der nationalistischen Rechten führte, so war dies vor allem durch eine ganz praktische Frage motiviert: Warum sind wir gescheitert, und wie können wir in der Zukunft Erfolg haben? Die Antworten auf diese Frage und deren politische Konsequenzen hatten einen entscheidenden Einfluss auf die Geschichte Deutschlands bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.

Die Antwort, die am meisten Verbreitung fand, war die Dolchstoßlegende (vgl. Barth 2003): Nicht die Armee habe den Krieg verloren; vielmehr sei der Zusammenbruch durch die Revolution in Deutschland verursacht worden. Die Soldaten hätten mit Erfolg gekämpft, aber dieser Kampf habe nicht fortgesetzt werden können, weil sie nicht länger von der Heimat die nötige Unterstützung erhalten hätten. Es seien nicht die Feinde gewesen, die über die kaiserliche Armee triumphiert hätten; vielmehr sei die Armee hinterrücks durch die Revolution in Deutschland so geschwächt worden, dass sie den Kampf nicht mehr fortsetzen konnte.

Die Dolchstoßlegende basierte auf einer Geschichtslüge: Schon vor Ausbruch der Revolution hatte die Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff die Regierung gedrängt, unverzüglich einen Waffenstillstand zu unterschreiben, da die deutsche Front jeden Tag zusammenbrechen könne. Im Rückblick leugneten sie dann ihre Verantwortung, indem sie den politischen Kräften der neuen Republik die Schuld in die Schuhe schoben. Vor allem die organisierte Arbeiterbewegung, die schon im Kaiserreich als ‚Vaterlandsverräter‘ gegolten hatte, diente als Sündenbock, zunehmend aber auch ‚die Juden‘. Alte Vorurteile wurden aktiviert, um die eigene Verantwortung zu verschleiern, und die Vorurteile gegen Marxisten und Juden erfuhren als Folge eine noch nie dagewesene hasserfüllte Aufladung durch die Dolchstoßlegende (Wette 2002, Teil II).

Die Dolchstoßlegende stellte für viele eine bequeme Erklärung der Niederlage dar, und deshalb fand sie breite Aufnahme über die verantwortlichen Größen des Kaiserreichs hinaus

auch in der Bevölkerung. Sie entlastete nicht nur die militärische Führung, sondern auch Veteranen, deren soldatisches Selbstbild als Verteidiger von Heim und Herd durch die Niederlage erschüttert war, und allgemeiner alle jene, die an dem Glauben an Deutschlands Stärke festhalten wollten. Sie rechtfertigte im Rückblick nicht nur die Entscheidung für den Krieg und für weitreichende Kriegsziele, sondern auch die lang fortgesetzte nationalistische Unterstützung für den Kriegseinsatz (vgl. Bessel 1993).

Einen Sündenbock zu finden hatte somit eine Entlastungsfunktion, doch die historischen Lehren, die sich aus dieser Geschichtsklitterung ergaben, waren nicht so bequem. Zum einen zog die Rechte bis hin zum Nationalsozialismus aus dieser Sicht die Konsequenz, man müsse rücksichtsloser gegen die politische Opposition vorgehen, besonders im Kriegsfall. Wenn Marxisten, Pazifisten und Juden in Zukunft rechtzeitig ausgeschaltet würden, so die simple Überlegung, dann könnten sie auch nicht die Einstellung der Bevölkerung vergiften und Widerstand gegen den Krieg bis hin zu einer Revolution schüren.

Während die eher rückwärtsgewandten Konservativen, die auch nach der Kriegsniederlage ihr positives Bild des Kaiserreichs hochhielten, es weithin bei diesen diktatorischen Zukunftsvisionen bewenden ließen, gingen die extremeren und revolutionäreren Kräfte auf der Rechten weiter. Vom „soldatischen Nationalismus“ etwa Ernst Jüngers (1925, 194) bis hin zu Adolf Hitlers *Mein Kampf* (1925f.) betonte man die Notwendigkeit, die Einstellung der Bevölkerung durch Propaganda zu steuern. Die materielle Mobilmachung, so das Argument, sei nicht genug; die geistige Mobilmachung spiele ebenfalls eine entscheidende Rolle. Auch wenn man für die Zukunft die Überwindung der Demokratie anvisierte, so durfte der zukünftige Staat nicht allein mit Gewalt über die Bevölkerung herrschen. Vielmehr sollten die Menschen durch Propaganda für die politische Ordnung und ihre Ziele gewonnen werden, um in der Zukunft mit Geschlossenheit Konflikte erfolgreicher durchzustehen. Nur mit einem solchen gemeinsamen Glauben könne ein zukünftiger Krieg mit der Aussicht auf Erfolg geführt werden (vgl. Rohkrämer 2007, Kap. 5 und 6).

Schließlich bestand bei der extremen Rechten, die gegen den Traum von einem Zurück zum Kaiserreich die Notwendigkeit einer neuen, modernen und totalitären Ordnung betonte, auch Einigkeit darüber, dass es mit Propaganda allein nicht getan sei. Ein Zerschneiden des gesellschaftlichen Zusammenhalts wie in der Revolution von 1918 könne in der Zukunft nur vermieden werden, wenn in einem zukünftigen Deutschland mehr soziale Gerechtigkeit herrsche (Werth 1996). Die gemeinwirtschaftlichen Ideen des Ersten Weltkriegs dienten vielfach als Inspiration in der Formulierung von Vorstellungen, die alle darauf zielten, die

Klassengegensätze in Deutschland durch mehr Chancengleichheit und mehr soziale Sicherheit zu überwinden. Nicht materielle und politische Gleichheit war das Ziel, sondern Gleichheit in gemeinsamer Verpflichtung auf das Gemeinwohl: Bereitschaft zum Dienst am Volk einerseits, Wertschätzung aller Arbeit und eine angemessene Vergütung andererseits. Diese Vorstellungen, die unter verschiedenen Etiketten auftraten – Oswald Spengler sprach von ‚preußischem Sozialismus‘, Arthur Moeller van den Bruck und Werner Sombart von ‚deutschem Sozialismus‘, und am geschichtswirksamsten wurde der Begriff ‚Nationalsozialismus‘ –, werden uns im Abschnitt über neue Ordnungen und den ‚neuen Menschen‘ noch weiter beschäftigen.

Die militaristische Einstellung der Rechten drückte sich nicht nur auf dem Papier aus. Schon gleich nach dem Krieg formierten sich Freikorps, die der Linken mit aller Gewalt entgegentraten und im Osten besetzte Gebiete verteidigen wollten, die Reichswehr entwickelte schon bald nach der Niederlage wieder Pläne für den Aufstieg Deutschlands zur Weltmacht, und die Parteien der Rechten bekämpften mit allen Mitteln den Versailler Vertrag. Die Niederlage im Weltkrieg wurde offensichtlich nie als endgültiges Scheitern des Weltmachtstrebens akzeptiert.

Erinnerung zwischen Trauer und ideologischer Aufladung: Kriegerdenkmäler

Die Schwierigkeit, im gewaltsamen Kriegstod von zumeist jungen Männern einen Sinn zu sehen, zeigt sich an der Vielzahl von Kriegerdenkmälern in allen europäischen Ländern. Mit der Wehr- und Kriegspflicht der Masse der männlichen Bevölkerung reichte der Kriegstod in alle Bereiche der Bevölkerung. Die namentliche Nennung der Gefallenen zeigt, dass nicht nur an die Leistung der Armee insgesamt, sondern auch an jeden Soldaten erinnert werden sollte. Die Bevölkerung ehrte unabhängig von Rang und Leistung jeden persönlich, der beim Kampf für die Gemeinschaft sein Leben gegeben hatte.

Die Kriegerdenkmäler sollten an den Einzelnen erinnern und ein Ort für persönliche Trauer sein, aber sie brachten auch die Trauer einer Gruppe zum Ausdruck – so wurden sie etwa häufig von Veteranen- und Traditionsvereinen finanziert und erinnerten an die Toten eines Ortes, eines Regimentes oder einer Institution wie Schule oder Universität. Als visuelle Symbole im öffentlichen Raum waren sie auch zentraler Ausdruck der kollektiven Erinnerung. Sie waren Orte des traurigen Gedenkens, aber auch der Sinnstiftung: dem vergangenen Ereignis wurde eine Bedeutung zugeschrieben, und diese Bedeutung konnte in

Gegenwart und Zukunft Wirkung entfalten. Die Kriegerdenkmäler sollten helfen, „Leid in einem Ausmaß“ zu bewältigen, „das althergebrachte Ansichten über politisches Heldentum zumindest teilweise zur Disposition stellte“, diente aber auch der Manifestation von nationalem Stolz und Kampfbereitschaft (Stoffels 2011, 11).

Die Forschung hat anfänglich vor allem die politische Bedeutung von Kriegerdenkmälern herausgearbeitet (Mosse 1993; Koselleck/Jeismann 1994); erst danach sind sie – zunächst im internationalen, dann auch im deutschen Kontext – zudem als Mittel zur Bewältigung von Trauer in den Blick gekommen (vgl. Winter 2000; Stoffels 2011). Und tatsächlich sind Kriegerdenkmäler beides, und es kommt darauf an, sie in dieser doppelten Funktion – und der Relation zwischen beiden – zu sehen.

Zunächst ist bemerkenswert, dass unzählige Kriegerdenkmäler errichtet wurden, aber keine Kriegsdenkmäler. Es war der Dienst und das Opfer des Soldaten, dem das Gedenken gewidmet war, nicht dem Leiden der zivilen Bevölkerung. Das Leid und die Last von Soldatenfrauen, die sich während des Krieges allein um die Familie kümmerten, in schwierigen Zeiten das Lebensnotwendige beschafften und oft durch bezahlte Arbeit das Einkommen aufbessern mussten, galt ebenso wenig als denkmalwürdig wie der Hunger, der viele Opfer forderte, oder auch die überwiegend von Frauen geleistete Hilfstätigkeit. Obwohl der ‚totale Krieg‘ alle Menschen und alle Bereiche der Gesellschaft beeinträchtigte, obwohl etwa die Produktion ebenso kriegsrelevant war wie die kämpfende Front, kam diese in den Denkmälern für die Krieger nicht in den Blick. Dem Kriegerdenkmal zufolge kämpften und starben Männer im Krieg, während die Frauen um sie trauerten.

Weiterhin ist auffällig, dass weniger der Staat oder Zivilisten die Initiative zur Errichtung von Kriegerdenkmälern ergriffen, sondern vor allem Veteranenvereine. Kriegerwitwen mögen die Denkmäler auch für ihr Gedenken genutzt haben, aber auf ihre Gestaltung hatten sie ebenso wenig Einfluss wie auf die öffentlichen Feiern im Zusammenhang mit Denkmälern. Kriegerdenkmäler waren vor allem Denkmäler von Veteranen für ihre gefallenen Kameraden, dann Denkmäler von Männern der nachgeborenen Generation, welche das Opfer der Vätergeneration würdigten, und erst zuletzt Denkmäler persönlicher Trauer.

Schließlich waren es vor allem militaristisch Gesinnte, welche die Initiative zur Errichtung von Kriegerdenkmälern ergriffen. Es gab zwar einen andauernden bitteren Konflikt um das Gedenken an den Weltkrieg, aber die kriegskritischen Kräfte entwickelten keine eigene Symbolik des Gedenkens. Indem sie eine bessere Versorgung für Veteranen sowie ihre Familien anmahnten und Geld für Denkmäler als Verschwendung diffamierten,

verkannten sie die Bedeutung einer Besetzung des öffentlichen Raumes mit einer kriegskritischen Ikonografie. Die politischen Gegensätze zeigten sich in aller Schärfe. Die Kriegervereine verwandten zur Einweihung ‚ihres‘ Kriegerdenkmals oft nicht die Fahne der Republik, sondern die des Kaiserreichs, und sie erlaubten nicht die Teilnahme von Reichsbanner und SPD. Umgekehrt lehnte der Reichsbanner oft eine Teilnahme von sich ab oder organisierte sogar eine Gegendemonstration. Er organisierte seine eigenen, eher pazifistischen Kriegerehrungen, aber die öffentlich Symbolik war doch ganz von Kriegerdenkmälern dominiert, die dem Kriegseinsatz einen nationalistischen und heroischen Sinn zuschrieben.

Eine Einschränkung der Kriegsverherrlichung im öffentlichen Raum konnte allerdings von staatlichen Stellen ausgehen (Stoffels 2011, 90-126). Bei dem Kriegerdenkmal für die Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin etwa wählte der Rektor schon in der Planungsphase die lateinische Formulierung „Invictis victi victuri“ als Sinnspruch. „Invictis“, den Unbesiegten, betonte die Heldenhaftigkeit der Gefallenen, welche die Niederlage nicht mehr erlebten und in dem Sinne nicht besiegt worden waren, „victi“ erinnerte an den Schmerz der Niederlage und implizierte auch die Unterlegenheit der überlebenden Besiegten gegenüber den unbesiegten heroischen Gefallenen, und „victuri“ ist ein Aufruf für die Zukunft. Zwar meinte der Rektor in seiner Rede, „victuri“ könne sowohl die „leben“ als auch die „siegen“ bedeuten, aber die letztere Übersetzung ist, auch in der Reihung mit den vorhergehenden Wörtern, zweifellos die näherliegende: Eine Beschwörung, dass die Niederlage nicht endgültig sei, sondern von der nachkommenden Generation durch einen neuen Sieg überwunden werde. Die Erinnerung an die unbesiegten Helden sollte so die Besiegten an ihre Verpflichtung erinnern, doch noch für die Gefallenen den Sieg zu erringen. Die Verpflichtung gegenüber den Toten begründete die Fortsetzung einer aggressiven Politik, um die Niederlage schließlich in einen Sieg zu wenden.

Die überwiegend nationalistisch gesinnte Berliner Studentenschaft ging noch einen Schritt weiter mit dem Antrag, kein künstlerisch gestaltetes Denkmal, sondern einen unbearbeiteten Findling aufzustellen. Auf Nennung von den Namen der Gefallenen sollte verzichtet werden, der Stein allein sollte auf vermeintlich germanische Findlingsgräber verweisen. Der zu wählende Granit galt als typisch nordischer Stein, der für die Härte der nordischen Rasse stehe. Das Konzept des Findlings stand nicht für irgendeine Form von Trauer, sondern sollte die Ewigkeit des völkischen Kampfes symbolisieren. Während die Universitätsleitung dem Vorschlag zustimmte und schon einen Findling bestellte, stoppte der preußische Kultusminister Otto Boelitz trotz eines Aufruhrs der Studentenschaft den Plan.

Doch schließlich kam es nach langem Streit nur zu einem Kompromiss: Die namentliche Nennung der Gefallenen, die das Kultusministerium als Element der Trauer für individuelle Personen angemahnt hatte, unterblieb, aber statt des Findlings entschied man sich für die Skulptur eines gebeugt sitzenden Jünglings. Dies passte zu der oben erwähnten lateinischen Inschrift, die beibehalten wurde: Die gebeugte Haltung zeigte die Schwäche nach der Niederlage, aber der monumental gestaltete Jüngling war nicht zerstört, sondern konnte auch wieder aufstehen und weiterkämpfen. Während die Linke das Denkmal als militaristisch kritisierte, ging die gebeugte Haltung des Krieges einigen Veteranen schon zu weit: schließlich sei doch, so betonten sie im Anschluss an die Dolchstoßlegende, das Heer nicht besiegt worden (vgl. Stoffels 2011, 117).

Warum scheiterten die kriegskritischen Kräfte daran, eine eigene Ikonografie zu entwickeln und der militaristischen Ideologie entgegenzusetzen? Warum entstanden nur ganz vereinzelt Denkmäler, bei denen die Trauer im Zentrum stand? Dies lag nicht allein an den politischen Machtverhältnissen oder allein am mangelnden Verständnis der Pazifisten für eine öffentliche Visualisierung ihrer Überzeugung. Vielmehr war es leicht, die Gefallenen zu ehren, solange man den Sinn des Krieges nicht infrage stellte, aber weitaus schwerer, die Solidarität mit den Opfern zu wahren, aber zugleich das Ziel ihres Einsatzes abzulehnen. Die Schwierigkeit einer solchen Haltung zeigt sich deutlich an der Herstellung des Denkmals „Die Eltern“ von Käthe Kollwitz.

Käthe Kollwitz' Sohn Peter meldete sich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger und fiel am 22. Oktober des gleichen Jahres in Flandern. Die Tagebücher der Mutter zeigen, wie schwer es ihr viel, ihren noch minderjährigen Sohn ziehen zu lassen, doch war sie auch von seiner Einsatzbereitschaft – und jener der anderen Kriegsfreiwilligen – zutiefst beeindruckt:

„Die Jungen sind in ihrem Herzen ungeteilt. Sie geben sich mit Jauchzen. Sie geben sich wie eine reine schlackenlose Flamme, die steil zum Himmel steigt. Diese an diesem Abend zu sehn [...] war mir sehr weh und auch wunder- wunderschön.“ Angesichts solcher Entschlossenheit sagte sie: „Glaube nicht, daß ich feige bin, wir sind bereit“ (Kollwitz 2012, 154 und 152).

Als Bildhauerin entschloss sich Kollwitz gleich nach dem Tod ihres Sohnes, ein Denkmal für ihn und die anderen Kriegsfreiwilligen zu entwerfen. Ihre ersten Vorstellungen waren noch ganz vom Glauben an die Sinnhaftigkeit des Einsatzes geprägt: Sie dachte etwa Ende 1914 an ein Ehrenmal aus Eisen und Bronze an idyllischer Stelle mit Ausblick über die Havel. „Das Denkmal soll Peters Gestalt haben, ausgestreckt liegend, den Vater zu Häupten, die Mutter zu Füßen, es soll dem Opfertod der jungen Kriegsfreiwilligen gelten“. Bei der

Einweihung würden, so ihre Vorstellung, Schulkinder Lieder wie „Wir treten zum Beten“ und „Kein schöner Tod ist auf der Welt als wer vom Feind erschlagen“ singen (ebd., 177).

Doch schon bald änderte sich ihre Einstellung zum Krieg. Die Sozialdemokratin war immer schockierter von dem schrecklichen Blutvergießen. Wohl bewunderte sie noch immer den Idealismus der Jugend vom August 1914, aber es gab ihr zu denken, dass dieser Idealismus auch bei den Kriegsgegnern geherrscht hatte. Es war für sie weiterhin eine offene Frage, wie Idealismus in eine unbeschreibliche Destruktion umschlagen konnte, aber schon 1916 galt es ihr als „schreckliche[r] Unsinn, daß die europäische Jugend gegeneinander rast“ (ebd., 279).

Schließlich schuf sie ein Mahnmal, das wie kein anderes künstlerisches Gedenken in der Weimarer Republik nur noch endlose Trauer im Rückblick auf den Ersten Weltkrieg zum Ausdruck bringt. Es stellt nicht mehr den Gefallenen dar, sondern allein die Eltern, denen ihr Sohn entschwunden ist. Die Eltern sind nicht vereinigt in der Trauer, wie sie in einem früheren Entwurf geplant hatte, wo die Frau den Kopf auf die Schulter des Mannes legen sollte (vgl. ebd., 339), sondern als getrennt aufgestellte Einzelfiguren. Wohl knien die Eltern, was vielleicht als religiöse Haltung aufgefasst werden könnte, aber die Hände sind nicht zum Gebet gefaltet. Vielmehr umfassen ihre Arme krampfhaft den eigenen Körper; dies ist der einzige Halt, den sie in ihrer einsamen Trauer finden. Nicht nur ist ihnen der tote Sohn entschwunden, sie finden auch keine Geborgenheit beieinander oder in der nationalen Gemeinschaft, dem sein Kriegseinsatz gegolten hat. Jedes Elternteil ist einsam in der Trauer um den Sohn.

Käthe Kollwitz stellte das Mahnmal „Die Eltern“ 1931 fertig, und es fand 1932 seinen Platz auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Roggeveld-Essen bei Diksmuide. Warum brauchte sie 17 Jahre für ein Denkmal, zu dem sie sich schon gleich nach dem Tod ihres Sohns Peter entschlossen hatte? Der Einstellungswandel von Kriegsbereitschaft zu Gegnerschaft hatte sich schon vor 1918 vollzogen; warum dann noch einmal mehr als ein Jahrzehnt? Kollwitz' zentrale Schwierigkeit war, so zeigen die Tagebücher, dass es sie mit Schuldgefühlen erfüllte, mit den patriotischen Idealen ihres Sohnes zu brechen. Sie hatte im patriotischen Aufbruch vom August 1914 Peters Entscheidung zum Kriegseinsatz unterstützt, sogar den Vater gebeten, die Einwilligungserklärung für den Minderjährigen zu unterschreiben, und nun erfüllte sie das Gefühl des Verrats, wenn sie nachträglich so anders über seinen Einsatz urteilte. „Ist es treulos gegen Dich – Peter – daß ich nur noch den Wahnsinn jetzt sehen kann im Kriege?“, so fragte sie sich. „Peter, Du starbst gläubig“, was bedeutete es dann, wenn sie Kriegseinsatz und Kriegstod mit der Zeit als einen Sprung „in

den Abgrund“ verstand (ebd., 280)? Es wäre emotional weitaus bequemer gewesen, den Einsatz des Sohnes nicht infrage zu stellen, und die Mehrheit der Deutschen ging diesen einfacheren Weg; aber künstlerische Integrität und der Wille, dem eigenen Gefühl adäquaten Ausdruck zu geben, zwangen sie auf einen ungleich steinigere Weg, der mit der beeindruckenden Darstellung trostloser Trauer sein Ziel erreichte. „Mein Peter – ich will versuchen treu zu sein,“ so suchte sie die von ihr ausgetragene Spannung zwischen Solidarität mit dem Toten und historischem Lernprozess zu rationalisieren:

Dein Vermächtnis zu erkennen und zu bewahren. Was ist das? Mein Vaterland so zu lieben auf meine Art wie Du es liebtest auf Deine. Und diese Liebe zu betätigen. Auf die Jugend zu sehn und ihr liebevoll treu bleiben. [...] Ich will wahr sein, echt und ungefärbt. Wenn ich versuche so zu sein, mein Peter, dann bitte ich Dich sei um mich. Hilf mir und *zeige Dich mir*. Ich weiß Du bist da, aber ich erkenne Dich nur durch einen Nebel. Sei bei mir (ebd., 180f.).

Zeigt die Abwesenheit der Gestalt des Gefallenen im Denkmal, dass ihr der kriegsfreiwillige Sohn bei ihrer kriegsverneinenden Trauer trotz des beschwörenden „Sei bei mir“ doch schließlich im Nebel verschwand?

Sinnstiftung bei Veteranen – der „soldatische Nationalismus“

Das Beispiel von Käthe Kollwitz illustriert, wie schwierig es für Angehörige der Gefallenen sein konnte, mit der Kriegsideologie zu brechen. Emotional leichter war es allemal, im Gedenken an die Opfer des Weltkrieges nicht grundsätzlich die Sinnhaftigkeit des Kampfes infrage zu stellen.

Für viele Veteranen war es ähnlich schwierig, den Krieg im Rückblick abzulehnen. Waren die verlust- und entsagungsreichen Jahre wirklich umsonst gewesen? War man vier Jahre völlig fremdbestimmt gewesen, hatte für nichts als Lügen Todesgefahren ausgestanden und getötet? Hatten die gefallenen Kameraden in einem falschen Krieg ihr Leben verloren? Kommunisten konnten den Krieg als letztes Aufzucken des kapitalistischen Systems sehen, gegen das ihr ganzer Einsatz gerichtet war, aber sonst war es leichter, wenn man den Krieg im Rückblick nicht völlig ablehnte. Zudem hatte der Soldat die harte und gefährliche Zeit hinter sich; wollte er nun nicht von dem Prestige der Veteranenrolle in der Zivilgesellschaft profitieren? Man konnte nur dann besonderen sozialen Respekt oder staatliche und private

Hilfe verlangen, wenn man zugleich die eigene Leistung im Krieg betonte, und als Leistung erschien es am deutlichsten, wenn man dem Krieg einen Sinn zuschrieb.

Genauso wie Teile der Gesellschaft hielten manche Veteranen stur an den Idealen der Vorkriegsordnung fest, doch es gab auch jene, die versuchten, sich den desillusionierenden Erfahrungen des ‚totalen Krieges‘ zu stellen in dem Versuch, dem Weltkrieg einen Sinn abzugewinnen (vgl. Rohkrämer 1999, Kap. 17; Koch 2005). Ein ähnlich illustratives Beispiel wie der kreative Prozess von Käthe Kollwitz – dieses Mal für den umgekehrten Versuch eines Veteranen, trotz der Desillusionierung, die praktisch alle Soldaten während ihres Kriegseinsatzes erlebt hatten, dem Weltkrieg einen positiven Sinn abzugewinnen – bietet das Frühwerk von Ernst Jünger. Von der Masse der Schriftsteller, die den „soldatischen Nationalismus“ (Karl Prümm) zelebrierten – etwa Werner Beumelburg, Edwin Erich Dwinger, Franz Schauwecker, Helmut Franke, Friedrich Hilscher, Wilhelm Kleinau, Albrecht Erich Günther und Ernst v. Salomon, um nur einige der Bekannteren zu nennen –, zeichnet sich Ernst Jünger nicht nur durch seine exzeptionelle literarische Qualität aus, wodurch der heutige Leser eher den damaligen Kult von Heroik und männlicher Härte in seiner Attraktivität nachvollziehen kann. Wichtiger ist noch die einzigartige Qualität von Jüngers Schriften als historische Quelle: Zum einem schrieb er früh über seine Erfahrung des Ersten Weltkriegs und kehrte während der gesamten Weimarer Republik regelmäßig zum Weltkriegsthema zurück, so dass sich die Entwicklung seines Denkens genau verfolgen lässt. Des weiteren stellte er sich schonungsloser als die anderen kriegsverherrlichenden Autoren der Weimarer Zeit den negativen Aspekten des Krieges. Viele Passagen in seinen Schriften schildern die Realität des Krieges nicht anders als die schärfsten pazifistischen Anklagen; wie konnte Ernst Jünger dennoch zu einer positiven Deutung kommen, und wie konnten seine Schriften eine so breite Wirkung entfalten? War auch bei anderen nationalistischen Veteranen die Erinnerung viel ambivalenter als die offizielle rechte Ideologie vermuten ließe, so dass eine Sinnstiftung, die nicht die Augen vor der dunklen Seite des Krieges verschloss, ihr aber schlussendlich im Ganzen eine positive Deutung abgewann, auch für weitere Kreise eine Hilfe bei der Bewältigung der Vergangenheit darstellte? Bedeutete sein Werk schließlich noch einmal eine Steigerung des heroischen Ideals, weil Jünger selbst den Härten des totalen Krieges einen militaristischen Sinn abgerungen hat?

Der Kriegsfreiwillige Ernst Jünger hat, wie oben geschildert, an der Front auch die Desillusionierung des Krieges mitgemacht. Er hatte Abenteuer und heroische Kämpfe erwartet, aber in der Wirklichkeit dominierten zumeist die Waffen über die Soldaten. Der Krieg nahm eine Entwicklung, die keiner intendiert hatte: statt eines schnellen Angriffs mit

spektakulären Schlachten endlose, zermürbende Grabenkämpfe, in denen man den Gegner noch nicht einmal zu Gesicht bekam. Zwischen Flugzeugen gab es noch Kämpfe Soldat gegen Soldat, aber beim Heer verwandelte sich das Soldatenhandwerk zu einer arbeitsteiligen Arbeit der Vernichtung, wobei schließlich die Übermacht der feindlichen Waffen die Niederlage brachte. Lange Zeit hat die Forschung den martialischen Ton Jüngers als wahren Ausdruck seines Kriegserlebnisses genommen, aber das schiere Entsetzen tritt nicht nur im Tagebuch immer wieder hervor.

Jünger versteckte die schreckliche Seite des Krieges nicht hinter der schwülstigen Rhetorik der offiziellen Kriegspropaganda. Er versuchte keine Ehrenrettung des Kaiserreichs durch eine Beschwörung der Dolchstoßlegende. Vielmehr kritisierte er nicht nur scharf den Kaiser und die Führung seines Heeres, sondern argumentierte darüber hinaus, dass der Weltkrieg die lebensferne Schwäche des gesamten Kaiserreichs, ja des gesamten 19. Jahrhunderts enthüllt habe. Eine konservative Nostalgie gegenüber der Ordnung des Kaiserreichs war deshalb seine Sache nicht, aber auch die Weimarer Republik entsprach nicht seiner von konservativen Werten geprägten Sehnsucht nach Geschlossenheit, Ordnung und einer klaren Hierarchie. Er war damit einer der vielen ‚Konservativen Revolutionäre‘ in der Weimarer Republik, die mit revolutionären Mitteln einen neuen Staat schaffen wollten: im Einklang mit den Erfordernissen der Moderne, wie sie sich auch im Weltkrieg gezeigt hatten, aber zugleich konservativ: eine stabile und harmonische oder sogar „organische“ hierarchische Gemeinschaft (vgl. auch Breuer 1993).

Wie so viele andere Veteranen wollte Ernst Jünger seinem Einsatz im Rückblick einen Sinn abgewinnen: für sich und die anderen Veteranen, aber auch als „heilige Pflicht“ gegenüber den Gefallenen (Jünger 1925, X), denen sein erstes Buch gewidmet war. Doch das geradezu zwanghafte Schreiben über den Weltkrieg in immer neuen Varianten zeigt, wie schwierig es für ihn war, eine positive Einstellung zu gewinnen. Vor allem die widerspruchsvolle Spannung zwischen industrialisiertem Krieg und Heroismus bereitete ihm endlose Schwierigkeiten: einerseits ließ sich die Realität der technischen Welt nicht ignorieren, doch wie konnte der Soldat andererseits bei der Übermacht der Technik noch der Inbegriff heroischer Männlichkeit sein? Und wie konnte der Weltkrieg für deutsche Soldaten einen Sinn besitzen, wenn sie schon bei der Verteidigung des Vaterlands gescheitert waren – nicht zu sprechen von den viel weiter reichenden Ambitionen, durch Erringung eines klaren Sieges Deutschland zur Weltmacht aufsteigen zu lassen?

„Nicht wofür wir kämpfen ist das Wesentliche, sondern wie wir kämpfen“ (Jünger 1922, 76): dies war das zentrale Motto für Jüngers erste große Deutung des Krieges. Wenn im

Rückblick weder die Verteidigung des Kaiserreichs noch die Kriegsziele den persönlichen Einsatz rechtfertigen konnten, dann konnte es nur die persönliche Haltung und Leistung sein. In den *Stahlgewittern*, seinem 1920 veröffentlichtem ersten Buch über seinen Einsatz im Weltkrieg, betonte er nicht nur schon im Titel seine Rolle als „Stoßtruppführer“ – d.h. als Elitesoldat in vorderster Front, der die höchst brenzlige Aufgabe übernahm, im Stellungskrieg die Positionen des Gegners im Nahkampf aufzubrechen –, sondern auch seine hohen Auszeichnungen: Die Porträtaufnahme des Verfassers, die gleich auf das Titelblatt folgte, zeigt alle Auszeichnungen die ihm zuteil wurden, von Verwundetenabzeichen über das Eiserne Kreuz bis hin zu dem „Pour le Mérite“, dem höchst selten vergebenen höchsten preußischen Orden. Gegen die Vorstellung einer Dominanz des Kriegsmaterials betonte er, das auch der Weltkrieg „seine großen Augenblicke“ gehabt habe:

Man hört so oft die irrije Ansicht, daß der Infanteriekampf zu einer uninteressanten Massenschlächtereier herabgesunken ist. Im Gegenteil, heute mehr denn je entscheidet der Einzelne. Das weiß jeder, der sie in ihrem Reich gesehen hat, die Fürsten des Grabens mit den harten, entschlossenen Gesichtern, tollkühn, so sehnig, geschmeidig vor- und zurückspringend, mit scharfen, blutdürstigen Augen, Helden, die kein Bericht nennt. Der Grabenkampf ist der blutigste, wildeste, brutalste von allen, doch auch er hat seine Männer gehabt, Männer, die ihrer Stunde gewachsen waren, unbekante, verwegene Kämpfer. Unter allen nervenerregenden Momenten des Krieges ist keiner so stark, wie die Begegnung zweier Stoßtruppführer zwischen den engen Lehmwänden des Grabens. Da gibt es kein Zurück und kein Erbarmen. Blut klingt aus dem schrillen Erkennungsschrei, der sich wie Alpdruck von der Brust ringt“ (Jünger 1920, 133).

In diesem Zitat geht es vor allem um die eigene Rolle im Krieg, doch mit der Zeit entwickelten sich Jüngers Schriften zunehmend zu einer Glorifizierung des Weltkriegssoldaten schlechthin. Im totalen Krieg habe sich ein neuer Menschenschlag herausgebildet: Wohl sei der Enthusiasmus vom August 1914 verschwunden, doch stattdessen habe sich ein völlig neuer Typus herausgebildet, der sich selbst dem totalen Krieg gewachsen zeigte: Der harte, unerbittliche Kämpfer unterm Stahlhelm, der trotz aller Belastungen mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und kalter Effizienz seine Arbeit der Vernichtung leistet. Mit diesem heroischen Bild soldatischer Männlichkeit leistete Ernst Jünger einen zentralen Beitrag zur Schaffung einer Figur, die nicht nur in unendlichen Variationen in den gesamten militaristischen Schriften der Weimarer Republik und der NS-Zeit auftaucht, sondern auch in Ich-Dokumenten des Zweiten Weltkriegs (vgl. Rohkrämer 2013, 250f.). Noch in der Kriegsgefangenschaft distanzierten sich die deutschen Soldaten

kaum vom Krieg, sondern versuchten sich vielmehr mit Anekdoten über exzeptionelle militärische Leistungen zu übertrumpfen (Neitzel/Welzer 2011).

Eine ähnlich weite Verbreitung fand eine zweite Deutung des Ersten Weltkriegs durch Ernst Jünger: seine, durch die Lektüre von Nietzsche und Spengler inspirierte Zurückführung auf die menschlich-männliche Raubtiernatur (vgl. Koch 2005, 249f.). Moralische und politische Urteile seien im letzten ebenso irrelevant wie materielles Selbstinteresse, denn der Krieg sei Ausdruck einer instinktiven Aggression im Kampf ums Dasein. „Wenige Urtriebe“ würden den wahren Mann bestimmen, vor allem „der Wille zum Leben, der Wille zum Kampf und zur Macht“ (Jünger 1922, 116). Während die bürgerliche Existenz diese Triebe mit allen Mitteln unterdrücke, seien sie im Krieg wieder mit fundamentaler Macht durchgebrochen. In diesem elementaren Raum „entschädigte sich der wahre Mensch in rauschender Orgie für alles Versäumte. Da wurden seine Triebe, zu lange schon durch Gesellschaft und ihre Gesetze gedämmt, wieder das Einzige und Heilige und die letzte Vernunft“ (ebd., 76). Nicht eine umsichtige Lebensführung war in dieser Sichtweise das Ideal, sondern ein vitalistisches „Raubbau treiben, prassen, vergeuden, das ganze Feuerwerk in tausend Sonnen und kreisenden Flammenrädern verspritzen“ (ebd., 31). Und deshalb stecke auch im technischen Zeitalter hinter dem Krieg im letzten

der Mensch. Er gibt den Maschinen erst Richtung und Sinn. Er jagt aus ihnen Geschosse, Sprengstoffe und Gifte. Er erhebt sich in ihnen als Raubvogel über den Gegner. Er hockt in ihrem Bauche, wenn sie feuerspeierend über das Schlachtfeld fauchen. Er ist das gefährlichste, blutdürstigste und zielbewußteste Wesen, das die Erde tragen muß“ (ebd., 114).

Alle diese Strategien, die auch von anderen Soldaten später herangezogen wurden, konnten Jüngers Schwierigkeiten mit der Realität des Krieges nicht völlig verdrängen. In der Erzählung *Sturm*, die Jünger 1922/23 verfasst und dann angeblich vergessen hat, finden sich Passagen, in denen die Verzweiflung über die Sinnlosigkeit des Weltkriegs schonungslos Ausdruck findet. Der Krieg erschien hier nicht als Gegenkraft, sondern als destruktivste Seite der modernen Welt. Wie der Protagonist des Romans, in dem der Autor sich selbst porträtieren wollte, anlässlich des Selbstmords eines Kameraden reflektierte:

Hier hatte wieder ein Einzelner gegen die Sklavenhalterei des modernen Staates protestiert. Der aber stampfte als unbekümmerter Götze über ihn hinweg. [...] Der Kampf spielte in riesenhaften Ausmaßen, vor denen das Einzelschicksal verschwand. [...] Man schleuderte sich den Tod zu, ohne sich zu sehen; man wurde getroffen, ohne zu wissen, woher es kam. [...] Die Entscheidung lief auf ein Rechenexempel hinaus: Wer eine bestimmte

Anzahl von Quadratmetern mit der größeren Geschoßmenge überschütten konnte, hielt den Sieg in der Faust. Eine brutale Begegnung von Massen war die Schlacht, ein blutiger Ringkampf der Produktion und des Materials. Daher kam auch den Kämpfern, diesem unterirdischen Bedienungspersonal mörderischer Maschinen, oft wochenlang nicht zu Bewußtsein, daß hier Mensch gegen Menschen stand. [...] Da war es verständlich, daß einen, der jahrelang in diese Wildnis verschlagen war, das Grauen überwand. Es war im Grunde wohl dasselbe Gefühl von Sinnlosigkeit, das aus den kahlen Häuserblöcken von Fabrikstädten zuweilen in traurige Hirne sprang, jenes Gefühl, mit dem die Masse die Seele erdrückte" (Jünger 1978, 16f.).

Die Gleichgültigkeit der Kriegsführung gegenüber dem Einzelschicksal, die Dominanz der Waffen über die Soldaten, die Zufallsentscheidungen über Leben und Tod, die Anonymität des Kampfes, der Mangel an Sinnhaftigkeit für den einzelnen Soldaten, all dies ist hier schonungslos angesprochen, wobei für Ernst Jünger das Gespenst des Nihilismus die gesamte Moderne bedrohte. In der „August-Begeisterung“ war seiner Meinung nach noch einmal ein Sinn im Leben aufgeschienen, doch der Ausbruch aus dem Alltag hatte nur tiefer in die Abhängigkeit von einem anonymen, unmenschlichen System geführt.

In seinem Frühwerk *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* (1872) schrieb Nietzsche, dass „nur als ästhetisches Phänomen das Dasein der Welt *gerechtfertigt* ist“ (Nietzsche 1966, 17). Nur aus einer solchen distanzierten Außensicht könnten Menschen eine positive Einstellung zu dem ewigen Prozess von Werden und Vergehen, Aufblühen und Vernichten finden. Das persönliche Gefühl von Schmerz und Angst sollte in seiner Bedeutungslosigkeit erkannt werden im Vergleich zur heroischen Großartigkeit der Opferbereitschaft und der Dramatik der Handlung. Der Blick auf Krieg und Gewalt sollte auch in Bezug auf die Gegenwart so sein, wie man etwa die Kämpfe in Homers *Ilias* genießen kann. Wie ein Schauspieler sollte der Soldat die heroische Rolle spielen in dem stolzen Gefühl, Teil eines großartigen Ereignisses zu sein. „Es kommt darauf an“, so meinte Ernst Jünger in dieser, seiner dritten Rechtfertigungsstrategie des Weltkrieges, „einen Punkt der Betrachtung zu gewinnen, von dem aus die Orte des Verlustes als die Gesteinsmassen gesehen werden können, die während der Bildung einer Statue vom Block verloren gehen“ (Jünger 1932, 116). Aus vergleichbarer Perspektive antizipierte Oswald Spengler globale Kriege um die Weltherrschaft mit heroischem Pathos: „Ein Endkampf um die Herrschaft auf diesem Planeten“ kann nicht vermieden werden, so tönte er. „Wessen Schwert hier den Sieg verfißt, der wird der Herr der Welt sein. Da liegen die Würfel des ungeheuren Spiels. Wer wagt es, sie zu werfen?“ (Spengler 1933, 212)

Das gesamte Geschehen konnte als ein großes heroisches Drama gesehen werden, um Distanz von Dreck und Langeweile, Schmerz und Lebensangst zu gewinnen, doch eine

solche ästhetische Distanzierung konnte auch im Kleinen geschehen. In einer Technik, die für Ernst Jüngers Werk charakteristisch ist, hebt sich die Erzählperspektive durch Konzentration auf das visuell Spektakuläre aus dem Geschehen heraus in eine genießerische Beobachterposition. Die persönliche Gefährdung, aber auch Fragen nach den politischen Hintergründen, bleiben – wie etwa im folgenden Beispiel – ausgeblendet in der Konzentration auf den Krieg als visuelles Naturschauspiel:

Minen ziehen ihre perlenden Funkenbögen über uns und zerschellen in vulkanischen Explosionen. Weiße Leuchtbälle überschwemmen das blitzende Gewölk aus Rauch, Gasen und Staub, das als kochender See über dem Gefilde brodelt, mit grellem Licht. Bunte Raketen hängen über den Gräben, in Sternchen zersprühend und plötzlich erlöschend wie farbige Signale eines riesigen Rangierbahnhofs (Jünger 1922, 76).

Nach dem Krieg war Ernst Jünger zunächst vor allem darum bemüht, unter Ausblendung politischer Fragen im Einsatz des einzelnen Soldaten einen Sinn herauszuarbeiten. Doch in der Mitte der 1920er Jahre erweiterte sich der Erklärungsrahmen: nun sollte aus dem Kriegserlebnis auch eine politische, ja schließlich gegen Ende der Republik eine geschichtsphilosophische Perspektive der Weltenwende folgen: der Krieg als nihilistischer Tiefpunkt auf dem apokalyptischen Weg zu einer neuen Ordnung (Vondung 1988; Brokoff 2001; Koch 2005, 287-319).

Als zentraler Wortführer des „soldatischen Nationalismus“ schrieb Ernst Jünger Mitte der 1920er Jahre eine Flut an politischen Aufsätzen – für eine Weile auch in Verbindung mit dem Veteranenverband „Stahlhelm“ –, in denen er die Vision eines Staates propagierte, der auf Weltkrieg und Fronterlebnis aufbauen sollte. Mehr denn je verachtete er das Deutsche Kaiserreich ebenso wie die Weimarer Republik; ihm ging es um eine neue, gleichermaßen konservativ-hierarchische und heroische Ordnung. Der in den Schlachten des Weltkriegs gehärtete Soldat sollte eine Revolution anführen: dieser neue Typus Mensch werde eine ihm gemäße neue Welt herbeiführen.

Der Glaube an die Entstehung einer neuen Ordnung machte es leichter, die zerstörerische Seite des Weltkriegs zu akzeptieren. Jünger zufolge war die Vernichtung notwendig, um Platz für das Neue zu schaffen. Zerstört habe der Krieg das Marode, während die neuen Kräfte gehärtet aus ihm hervorgegangen seien. Der neue Mensch sei ein Arbeiter, ob in der wirtschaftlichen Produktion für den machtvollen Staat oder im kriegerischen Kampf um die Gestaltung der Zukunft. Im ersten Schritt ging es um die Verwirklichung einer neuen nationalen Ordnung; im zweiten dann um den Kampf zur Etablierung einer Weltherrschaft.

Das Ziel war ein neuer Staat in totalitär-militaristischer Form, um in Zukunft auch jedem totalen Krieg gewachsen zu sein: „Er wird national sein. Er wird sozial sein. Er wird wehrhaft sein. Er wird autoritativ gegliedert sein“ (Jünger 2001, 218). Eine autoritäre und gerechte soziale Ordnung sollte die Menschen bereit machen für den totalen kämpferischen Einsatz für die Nation.

Mit der Orientierung auf eine straffe autoritäre Gliederung verband sich der Wille, dass die neue Nation in einem gemeinsamen Glauben vereint sein müsse. Ein liberaler Pluralismus war für Ernst Jünger das Schreckbild schlechthin. In einem nationalistischen Staat würden, so seine Prophezeiung, „alle antinationalen Mächte einen schlechten Tag erleben“ und „die eiserne Faust an der Gurgel spüren“ (ebd., 294). In einem wahrhaft deutschen Staat werde kein Platz sein für das Undeutsche. Auch wenn der Antisemitismus in Ernst Jüngers Denken keine zentrale Rolle spielte, so beinhaltete der militante Antipluralismus auch eine Ausgrenzung von Juden. Statt spezifisch antisemitischer Maßnahmen gab es ihm zufolge

eine bessere Medizin, die darin besteht, daß man sich Schritt für Schritt der großen, feurigen Sonne nähert, die das heroische Leben bestrahlt [...]. Der Deutsche gewinne sein eigentliches Element – in ihm ist das Fremde zur tiefsten Ohnmacht verdammt wie ein Fisch, der auf eine vulkanische Insel geschleudert ist (ebd. 544). – Tun wir dem Geschmeiß nicht zuviel Ehre an! Nur in dem Maße, in dem wir das Deutsche in uns kräftigen, wird die Position aller feindlichen Kräfte geschwächt. Alles Entscheidende liegt in uns selbst. Alles, was gegen uns ist, verneinen wir am schärfsten, indem wir uns selbst mit Macht bejahen (ebd., 295).

Im Einklang mit der gesamten extremen Rechten forderte Ernst Jünger einen autoritären nationalistischen und militaristischen Staat. Im Gegensatz zum traditionellen Konservatismus forderte er soziale Gerechtigkeit als Voraussetzung für eine homogene Ordnung, aber die Betonung lag auf opferbereiter Diensterfüllung. Ziel war eine Anspannung aller Kräfte für den Kampf um die Weltherrschaft. Nicht auf individuelles Glück kam es an, sondern auf die totale Mobilmachung. Der Lohn bestand zunächst in einem Kampf von höchster heroischer Dramatik, und später dann in der aktiven Mitarbeit an der Etablierung einer neuen grandiosen Herrschaft. Für Jünger war die Moderne von pluralistischer Zerrissenheit geprägt: Es gab für ihn kein Gemeinschaftsgefühl, keinen alles überragenden Sinn, keine großen Individuen mit klarer Lebensgestaltung und keinen Einklang von Natur und Technik (vgl. Koch 2005 55). Alle diese Defizite der Moderne würden durch die neue Ordnung überwunden werden:

Seit langem kennt man die Einheit einer Herrschaft nicht mehr, die dem Höchsten verpflichtet ist, - nicht mehr das Schwert der Macht und Gerechtigkeit, das allein den Frieden der Dörfer, den Glanz der Paläste, die

Einigkeit der Völker verbürgt. Und doch ist diese Sehnsucht überall irgendwie lebendig. [...] Erst aus einer solchen Einheit sind Gestaltungen und Sinnbilder möglich, in denen das Opfer sich erfüllt und legitimiert, Gleichnisse des Ewigen im harmonischen Gesetz der Räume und in Monumenten, die den Angriffen der Zeit gewachsen sind (Jünger 1932, 217 f).

Jüngers Aussagen über eine heroische Zukunft bleiben unbestimmt, aber die Intention ist klar. Er träumte von einer „Einheit der Gestaltung“, einer „Konstanz der Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, Sicherheit der Ökonomie, [einem] Verständnis für die Befehlssprache und die Befehlsordnung, kurzum ein[em] Leben nach dem Gesetz" (Jünger 1932, 225 und 233). Eine solche Ordnung werde dem individuellen Leben und der Gemeinschaft Sinn und Größe geben. Der neue, aus dem Weltkrieg hervorgegangene Arbeiter-Typus werde durch Kriege ungeahnter Intensität eine harmonische Weltordnung etablieren, eine Ordnung durchdrungen von einem heroischen Weltbild. Jüngers Schriften entwickelten keine Massenwirksamkeit, aber fanden viel Aufmerksamkeit und Zustimmung in einer gebildeten jüngeren Generation völkischer Ausrichtung, die – geprägt durch politische Radikalität und die Betonung kompromissloser Sachlichkeit – wichtige Teile der jüngeren Funktionselite im NS-Regime ausmachte (vgl. Herbert 1991; Wildt 2002).

Stärker als jede andere öffentliche Stimme in der Weimarer Republik war Ernst Jünger vom Ersten Weltkrieg geprägt. Kann man sein Frühwerk deshalb als Sinnstiftung für den sinnlosen Weltkrieg verstehen? Richtig an einer solchen Sicht ist, dass Jünger sich mit vielen Aspekten seiner Kriegserfahrung schwertat, vor allem der Dominanz des Materials über traditionelle Vorstellungen von Heroik. Zudem stellte sich auch für ihn angesichts der Niederlage die Frage, wofür denn die ganzen Opfer gut gewesen seien. Doch die Problemwahrnehmung war zu weiten Teilen von kulturkritischen Vorstellungen der Vorkriegszeit geprägt: die Ablehnung von Pluralität und die Sehnsucht nach Gemeinschaft; das Gefühl eines Sinnverlusts in der Moderne und die Sehnsucht nach einem neuen Glauben; das Gefühl, wie der Zauberlehrling die Kontrolle über die technische Welt verloren zu haben; und schließlich die Frage, wie in einer solchen entfremdeten Welt ein authentisches und sinnerfülltes Leben möglich sei. Die Hoffnung Jüngers – und all jener, die von der ‚August-Begeisterung‘ und den ‚Ideen von 1914‘ erfasst worden waren – hatte darin bestanden, dass der Krieg diese Schattenseite der Moderne überwinden werde; und die Enttäuschung kam, als dies offensichtlich nicht der Fall war. Für Jünger hatte nicht erst der Weltkrieg den Nihilismus der Moderne enthüllt; vielmehr schien der Kriegseinsatz im August 1914 einen Ausbruch aus der nihilistischen Moderne zu ermöglichen, und die Enttäuschung war, dass

auch der Weltkrieg durch und durch von der gleichen Moderne geprägt war.

Dementsprechend versuchte Jünger in den politischen und geschichtsphilosophischen Betrachtungen des Krieges auch weniger, gegen eine scheinbare Sinnlosigkeit des Krieges anzuschreiben. Vielmehr ging es ihm vor allem darum, den Glauben vom August 1914 in realitätsgehärteter Form wiederzugewinnen, d.h. den Glauben an den nationalen Kampf als entscheidenden Schritt zu einer anderen und besseren Moderne (vgl. Rohkrämer 1999).

Wenn die Problemwahrnehmung keine scharfe Zäsur mit der Vorkriegszeit bedeutet, kann dies dann von Jüngers Geschichtsdeutung und Zukunftsvision gesagt werden? Hier sind tatsächlich Elemente zu finden, die erst nach dem Weltkrieg eine so starke Ausprägung erfahren haben. Auch wenn wilhelminische Kulturkritiker die moderne Technik nicht völlig negierten, so ist doch Jüngers Verherrlichung der modernen Arbeitswelt ein neues Element. Der Weltkrieg hatte für ihn zum einen bewiesen, dass man der modernen Technik nicht entfliehen kann; wenn man nicht in Spannung mit ihr leben wollte, was Zerrissenheit und Entfremdung bedeutete, dann blieb nur die Hoffnung, sie in einer neuen Form der technischen Existenz „organisch“ einzubinden (Jünger 1932, 226). Zum anderen führte der Weltkrieg nicht nur bei Ernst Jünger zu einem historisch neuen apokalyptischen Denken. Man versuchte nicht länger, die moderne Welt durch vorsichtige Veränderungen in die richtige Richtung zu lenken, sondern setzte auf eine katastrophische Entwicklung: Erst müsse es zum absoluten Zusammenbruch – dem „magischen“ oder „nihilistischen Nullpunkt“ – kommen (Jünger 1929, 156); erst so werde der Raum für die Entstehung einer besseren Welt geschaffen. Selbst in seiner Friedensschrift gegen Ende des Zweiten Weltkriegs hielt Ernst Jünger über alle Verbrechen und alles menschliche Elend hinweg an der Vorstellung fest, dass es falsch sei, sich der Zerstörung entgegenzustellen, da nur sie in langfristiger Perspektive eine heilsame Wirkung entfalte und den Weg zu einer besseren Zukunft eröffne.

In Jüngers Denken zeigt sich eine gefährliche Radikalisierung der rechten Kulturkritik als Folge des Ersten Weltkriegs, da vor allem das apokalyptische Denken zu einer menschenverachtenden Desperadopolitik ermunterte. Doch zugleich zeigt sich eine überraschende Konstanz von Idealen und Zielvorstellungen: das heroische Ideal als Idealbild der männlichen Persönlichkeit; die Verherrlichung des Krieges als monumentales Drama und Bewährungsprobe; die Sehnsucht nach einem Glauben, der alle Deutschen vereinen würde; der Wunsch nach einer organischen Gemeinschaft auf der Grundlage eines autoritären Staates; und schließlich die imperialistische und sozialdarwinistische Vision einer unbegrenzten Machtsteigerung.

Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg

Während das Werk von Ernst Jünger – bei aller Wirkung gerade auf das extremistische Milieu der Konservativen Revolution – vor allem Interesse verdient für seine aufschlussreiche intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg, so steht der Nationalsozialismus als wirkungsmächtige politische Massenbewegung im Fokus, die aus Weltkrieg und Niederlage hervorgegangen ist (Krumeich 2010). Der Glaube an die Dolchstoßlegende war ebenso zentral für die Nationalsozialisten wie die Überzeugung, dass der Versailler Vertrag und die angeblich undeutsche demokratische Republik die Nation in den Abgrund führe. In stilisierter Absetzung von „Karrierepolitikern“ betonte Hitler, dass nur diese nationale Zwangslage ihn bewogen hätte, seine künstlerischen Ambitionen für den Kampf in der politischen Arena aufzugeben. Der Nationalsozialismus sah sich nicht als eine Partei unter vielen, sondern als ultra-nationalistische politische Bewegung gegen den Niedergang Deutschlands für ein neues völkisches Erwachen.

Über den Glauben an die Dolchstoßlegende hinaus diente der Weltkrieg in vielerlei Hinsicht zur Rechtfertigung der nationalsozialistischen Weltanschauung, wie sie mit besonderer Verbindlichkeit in Hitlers *Mein Kampf* formuliert war, doch wie bei der gesamten Rechten handelte es sich weniger um etwas geistig Neues, sondern vor allem um radikalisierte Vorkriegsideen. Der Krieg diente als Bestätigung eines sozialdarwinistischen Denkens, das den Krieg naturalisierte und den Kampf um einen Weltmachtstatus zur unausweichlichen Notwendigkeit und zum dramatischen Höhepunkt des Geschichtsprozesses erklärte. Die Dolchstoßlegende begründete für Nationalsozialisten sowohl die Notwendigkeit der Gewalt zur Ausschaltung politischer Gegner und ‚undeutscher Rassen‘ als auch die Notwendigkeit für eine sozial gerechte Volksgemeinschaft in einem neuen ‚Dritten Reich‘. Nur die vorsorgliche Ausschaltung aller oppositionellen Kräfte und die Befriedigung der Bevölkerung in einer harmonischen Volksgemeinschaft auf zufriedenstellender materieller Grundlage würde ein Deutschland schaffen, das harte Konflikte und schwere Kriege durchstehen könne. Auch eine eugenische Politik der Ausmerzungen aller, die man für schwach hielt, und der Züchtung eines neuen Menschen voller Stärke und Willenskraft muss im Zusammenhang mit dem Glauben an zukünftige Kriege gesehen werden: der hochgezüchtete Arier sollte auch dem schwersten Krieg gewachsen sein, und der kriegerisch gewonnene „Lebensraum“ sollte die Grundlage bieten für die Züchtung von immer mehr rassistisch hochwertigen Menschen. Wie auf der gesamten Rechten galt der Weltkrieg den

Nationalsozialisten als eine verlorene Schlacht, nach der es nur noch notwendiger geworden sei, mit einer Politik der Stärke für Deutschlands Weltmachtstellung zu kämpfen.

Die Verbindung von Nationalsozialismus und Weltkrieg bestimmte auch das Denken der einfachen Mitglieder, wie die Abel Collection zeigt, eine Sammlung von 481 autobiografischen Darstellungen, in der die Autoren kurz nach Hitlers Machtantritt beschrieben, wie sie zur nationalsozialistischen Bewegung gefunden hatten. In dieser umfangreichen, allerdings nicht nach repräsentativen Kriterien ausgesuchten Sammlung betonten 18,8 Prozent Kriegserfahrung und das Fronterlebnis als entscheidende historische Erfahrungen in ihrer politischen Prägung, 23,8 Prozent die Niederlage und die revolutionären Konflikte. Nicht die Schrecken des Krieges bestimmten in den Lebensgeschichten den Rückblick auf den Weltkrieg, sondern wie auf der gesamten politischen Rechten ein nostalgisch verklärtes Kriegsbild. Fast die Hälfte der Kriegsbeschreibungen sprachen mit Enthusiasmus über die Zeit an der Front und äußerten Stolz auf ihren Einsatz, während nur etwa drei Prozent vor allem ihre persönliche Desillusionierung und weitere fünf Prozent das allgemeine menschliche Leiden betonten (Merkl 1980, 222ff.). Diese rückblickende Glorifizierung des Kriegsdienstes verband sich in diesen Darstellungen eng mit dem nationalsozialistischen Ideal einer militarisierten Frontgemeinschaft: „Die Geburtsstunde des Nationalsozialismus liegt im Fronterlebnis“, so meinte etwa ein Lebensbericht aus der Abel Collection. „Und nur aus dem Verstehen dieses Fronterlebens ist der Nationalsozialismus zu verstehen“ (Abel Collection, Nr. 199).

Die Berichte schrieben der Fronterfahrung vor allem zu, gegen die soziale und ideologische Zerrissenheit des Kaiserreichs ein Gefühl nationaler Solidarität gefördert zu haben. So meinte etwa ein katholischer Veteran:

Mein Erleben liess zunächst eine alte Welt zerbrechen. Die Welt des Schützengrabens erschloss sich mir. Einst zog ich einsam meinen Weg, hier fand ich Brüder. Deutschlands Söhne standen in heissen Gefechten Schulter an Schulter, das Gewehr im Anschlag: gemeinsamer Kampf. In den Unterständen lag ich mit ihnen gemeinsam, wir tauschten unser Leben aus, wir teilten unsere Habe, wir lehrten uns verstehen. [...] In den Schlachten verbanden wir unsere Wunden. Wer fragte hier, ob wahres Volkstum lebte, nach dem Gebildeten, wer nach dem Katholizismus oder Protestantismus? Hier war der Glaube Gemeingut, der Glaube an den einigen Gott und unser Vaterland (Abel Collection, Nr. 8).

Während die Berichte so die Fronterfahrung als Vorschein wahrer Volksgemeinschaft verherrlichten, galt die Revolution als Ausdruck des heimtückischen Undanks. Die Beteiligung von Veteranen an dem Aufstand gegen die alten Kräfte wurde in diesen

hasserfüllten Schilderungen verdrängt; die extreme Rechte allein schien aus der kämpfenden Truppe hervorgegangen zu sein: „Unsere Truppen kehren wieder in die Heimat zurück“, so meinte ein Bericht, der viele typische Klischees in extremer Form vereint,

[a]ber der Anblick, der sich einem bietet, ist ekelerregend. Blutjunge Burschen, heruntergekommene Deserteure und Dirnen reißen unseren Besten, die draußen an der Front gestanden, die Achselstücke herunter und bespeien die feldgraue Uniform [...] Wehrlose Menschen, verwundete Soldaten werden viehisch hingemordet [...] Da begann zum ersten Mal in mir der brennende Hass gegen dieses Untermenschentum aufzulodern (Abel Collection, Nr. 174).

Nicht aus sozialistischer Revolution und Demokratie, sondern aus dem Geist militaristischer Veteranen sollte, so der immer wiederholte Refrain, eine neue Ordnung hervorgehen:

Die traurigen Bilder der roten Herrschaft, die sich uns auf dem Rückmarsch boten, bedrückten uns Frontsoldaten alle sehr. Wir konnten und wollten nicht verstehen, dass solch ein Ausgang des Krieges der Sinn unseres 41/2jährigen Ringens war. [...] In der Heimat, die mir so fremd und undeutsch geworden war, erwachte in mir das Sehnen und Trachten nach einer neuen Ordnung, die gegründet auf das Fronterlebnis das gequälte Vaterland besser und herrlicher wieder aufrichte (Abel Collection, Nr. 55).

Die Generation von 1900

Auch wenn unter ehemaligen Kriegsteilnehmern schönfärberische Schilderungen des Weltkriegs den Erinnerungsdiskurs dominierten, so konnte dies doch nie völlig die Erinnerung an die schreckliche Seite des Krieges verdrängen. Man stilisierte sich zum treuen Kameraden und heldischen Kämpfer, doch im Hinterkopf blieb auch die Erinnerung an Leiden und Entbehrungen, an die Empörung über Ungerechtigkeiten in der Armee, an Angst und Überdruß am Kriegsalltag – wenn nicht sogar an peinliche Situationen, in denen man dem Selbstbild des unerschütterlichen Kämpfers und treuen Kameraden in keiner Weise gerecht geworden war. Das zeigt sich nicht nur in den Ambivalenzen selbst jener Schilderungen, die den Krieg glorifizierten, sondern wurde besonders auch in den allgemeinen Reaktionen auf die nationalsozialistische Außenpolitik während der Friedensjahre deutlich. Auch die Älteren bejubelten zwar die außenpolitischen Erfolge des Regimes, aber brachten immer auch in Krisensituationen ihre tiefe Sorge über die Gefahr eines Krieges zum Ausdruck. Während die jüngere Generation zunehmend der Mär von

Deutschlands unaufhaltsamen Vormarsch Glauben schenkte, konnten Propagandagetöse und Meinungskontrolle nie die Sorge der Älteren über einen neuen Weltkrieg zum Schweigen bringen.

Während somit für Veteranen die Realität des Krieges nicht völlig hinter einer nachträglichen Stilisierung verschwinden konnte und auch Zivilisten nie die Härten des Alltags an der Heimatfront vergessen konnten, so war dies ganz anders für die um 1900 geborene Generation, die den Krieg als Jugendliche nur an der Heimatfront erlebt hatten. Auch sie ertrugen mit der gesamten Bevölkerung Hunger und Entbehrungen, doch scheint sich dies nicht so tief in die Persönlichkeit eingegraben zu haben wie bei den Älteren, die sich – ungleich mehr von der Vorkriegszeit geprägt – schwerer mit der Umstellung taten und als Verantwortliche den Alltag organisieren mussten. Vor allem aber wurde die propagandistische Verherrlichung des heroischen Soldaten, der die junge Generation an der Heimatfront ausgesetzt war, nicht im gleichen Maße von der Realität korrigiert wie bei den Frontkämpfern. Peter Merkl hat für diese Generation, die Anfang der 1930er Jahre die SA zahlenmäßig dominierte und auch die junge Funktionselite des nationalsozialistischen Staates stellte, die treffende Bezeichnung „victory watcher“ geprägt: Die Härten des Kriegseinsatzes waren für sie weniger real als die Siegesfeiern, der Erinnerungskult und die Heldengeschichten; und die unausweichliche Niederlage des materiell unterlegenen Deutschlands, welche auch viele Soldaten hatten kommen sehen, blieb für die Jüngeren versteckt hinter der verlogenen-optimistischen Kriegspropaganda. Das Leben der männlichen Jugendlichen war geprägt von der sehnsüchtigen Erwartung der heroischen Herausforderungen des Kriegsdienstes, wo sie es älteren Brüdern und anderen Männern im persönlichen Umfeld gleich tun wollten – und dann mussten sie völlig überraschend die bedingungslose Kapitulation erleben. Weite Teile der deutschen Bevölkerung stellten sich nicht der Realität der Niederlage, aber keine Bevölkerungsgruppe war mehr in Illusionen gefangen als die „victory watchers“ oder Kriegsjugendgeneration (vgl. auch Fulbrook 2011; Kohut 2012).

Die Illusionen dieser Kriegsjugend zeigen sich in vielen autobiographischen Darstellungen. So meinte ein Autor in der Abel Sammlung, seine Jugend sei von dem Wunsch bestimmt gewesen, „so schnell wie möglich groß zu werden, um teilnehmen zu können an dem gewaltigen Kriegsgeschehen“ (Abel Collection, Nr. 20), und der jüngere Bruder eines Kriegsfreiwilligen erzählte, dass er mit Freunden 24 Kilometer zu Fuß bewältigte, um den Bruder „zu besuchen und das Soldatenleben kennen zu lernen“ (Abel

Collection, Nr. 15). Darüber hinaus nahmen er und sein Freundeskreis mit gespannter Aufmerksamkeit mittelbar am Kriegsgeschehen teil:

Die Frontberichte der Zeitung wurden verschlungen, und die Siege festlich begangen, gab es doch bei jedem grösseren Sieg schulfrei. In der Schulklasse hatte jeder den Ehrgeiz, möglichst viel Post von Frontsoldaten zu erhalten, darum wurde fleissig an sämtliche Verwandte und Bekannte an der Front geschrieben, sowie um Kriegsandenken gebeten.“ Der Junge half gegen Ende des Krieges in einem Lazarett, doch sein größter Wunsch war, „dass der Krieg noch solange dauere, bis ich alt genug sei, auch mitzukämpfen (ebd.).

Besonders eindrücklich schilderte der 1907 geborene Sebastian Haffner, der 1938 aus politischen Gründen emigrierte, die militaristische Euphorie in seiner Kindheit. Der Krieg war seiner Erinnerung zufolge ein Ereignis, das „so offensichtlich glücklich machte und so unalltäglich-festliche Rauschzustände verschenkte“. Selbst als Gegner des Nationalsozialismus diagnostizierte er, dass in einer solchen Kindheit eine Erwartungshaltung an Politik gezeugt wurde, der eine kämpfende Nachkriegsdemokratie nie gerecht werden konnte:

So oder so ähnlich hat eine ganze deutsche Generation in ihrer Kindheit oder frühen Jugend den Krieg erlebt – und zwar sehr bezeichnenderweise die Generation, die heute seine Wiederholung vorbereitet. [...] Der Krieg als ein großes, aufregend-begeisterndes Spiel der Nationen, das tiefere Unterhaltung und lustvollere Emotionen beschert als irgendetwas, was der Frieden zu bieten hat, das war 1914 bis 1918 die tägliche Erfahrung von zehn Jahrgängen deutscher Schuljungen; und das ist die positive Grundvision des Nazitums geworden (Haffner 2000, 19 und 21f.).

Auch andere Kindheitserinnerungen an den Weltkrieg bringen das gleiche Gefühl vom Krieg als Abenteuer und aufregender *reality show* zum Ausdruck. Klaus Mann meinte etwa:

Was merkten wir inzwischen vom Krieg? Man ging nachmittags zur nächsten Ecke, um den Tagesbericht zu lesen. 2000 Gefangene an der Ostfront gemacht, triumphales Vorrücken im Westen: immer gab es nur Siege. Die großen Siege waren so ähnlich wie die hohen Feiertage: Als Hindenburg die kolossale Sache in den Masurischen Sümpfen gemacht hatte, fühlten die Kinder sich hochgestimmt wie am Heiligen Abend [...] Wir freuten uns an den bunten Kitschpostkarten, die es überall gab, auf denen der bärtige Feldgraue das Mädchen in der properen Schürze herzte, oder Katzelmacher, Franzmann und der Engländer, den Gott strafen sollte, als abscheuliche Narren anschaulich verhöhnt wurden (Mann 1932, 53) – Wohl wußten wir, daß täglich viele brave Männer ‚fielen‘ [...]: aber vermochten wir uns den ungeheuerlichen Vorgang dieses ‚Fallens‘ irgend zu realisieren (ebd., 56)?

Nach einer solch spektakulären Zeit, in der man sich so intensiv mit dem propagandistisch geschilderten Bild des Kriegsverlaufs identifiziert hatte, brach für Haffner mit der Niederlage „eine ganze Phantasiewelt“ zusammen. „Wo aber war ein Halt, wo Sicherheit, Glauben und Vertrauen, wenn das Weltgeschehen so hinterhältig war? [...] Ich blickte in Abgründe. Ich empfand ein Grauen vor dem Leben“ (Haffner 2000, 31f.).

Am militaristischen Ende des politischen Spektrums beschrieb der damalige Kadettenschüler Ernst von Salomon, der sich kurz darauf einem Freikorps anschloss, wie er versuchte, nach der Niederlage seine Fassung wiederzugewinnen:

Ich hatte auf dem Tisch die Dinge aufgebaut, die mir den Halt geben sollten. Das Bild meines Vaters, in Uniform, bei Kriegsausbruch aufgenommen, die Bilder von Freunden und Verwandten, die im Kriege gefallen waren, die Feldbinde, den krummen Husarensäbel, die Achselstücke, den französischen Stahlhelm, die durchschossene Brieftasche meines Bruders – das Blut war schon ganz dunkel und fleckig geworden – die Epauletten meines Großvaters [...], ein Bündel Briefe aus dem Felde auf stockigem Papier [...] Ich war der gefährlichen Stille ausgeliefert und wusste nur, dass ich zu bestehen hatte, um jeden Preis zu bestehen [...]. Denn was sich nun aus der Wirre anbot, konnte nicht anders bezwungen werden als durch die Unbeirrbarkeit einer Haltung, um die ich von nun an zu ringen hatte (Salomon 1930, 8f.).

Aus einer solchen Perspektive konnte eine pragmatische Politik des Möglichen, die Niederlage und Versailler Vertrag als Realität anerkannte und mit vorsichtigen Schritten auf eine Besserung der Lage hinarbeitete, ebenso wenig überzeugen wie eine pazifistische Vergangenheitspolitik, um aus einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Weltkrieg Lehren für eine friedlichere Zukunft zu ziehen. Vielmehr dominierte unter der Kriegsjugendgeneration der Wille zur Fortsetzung einer Politik als spektakuläres Drama.

Die Durchsetzung einer militaristischen Sinnstiftung gegen Ende der Weimarer Republik

Schon 1918 war es schwierig gewesen, den Bruch mit der militaristischen Tradition zu vollziehen. Wohl war die Majorität der Deutschen und besonders der Veteranen kriegsmüde, aber dies hing mehr mit dem negativen Verlauf des Krieges als mit seiner grundsätzlichen Ablehnung zusammen. Zudem musste es eine Erinnerung, die die Opfer des Krieges für sinnlos erklärte, immer schwer haben gegenüber der nationalistischen und militaristischen Ehrung der Gefallenen als heldenhafte Kämpfer für das Vaterland. Aber vielleicht hatte Kurt

Tucholsky doch nicht ganz unrecht, wenn er 1926 in dem Aufsatz „Vorwärts“ meinte, dass der deutsche Pazifismus mit dem Kriegsende den Augenblick verpasst hätte, „wo ein Volk bereit war, auf ihn zu hören. [...] Da waren die Wunden frisch, und die Wunden schmerzten; da brannte die Erinnerung, und da zitterte das ungeheure Erlebnis lebendig nach; da wußte jeder zu bestätigen und zu erzählen und tats gern, weil er endlich, endlich sprechen durfte – da war viel zu machen“ (Tucholsky 1960, Bd. 2, 311-315, hier 311).

Gegen Ende der Weimarer Republik fanden sich Pazifisten und kriegskritische Linke in einer ungleich schwierigeren Situation als 1918. Nicht nur waren die Härten des Krieges in den Hintergrund getreten, sondern die Republik hatte auch viel Unterstützung verloren. Die außenpolitische Situation blieb angespannt, und mit der Weltwirtschaftskrise gewannen die radikalen Kräfte an Unterstützung in der Bevölkerung. Vor allem die NSDAP wuchs mit den Wahlen von 1930 und 1932 in dramatischer Geschwindigkeit zu einer Partei mit entscheidendem Gewicht im Parlament. Schon in der Periode der relativen Stabilisierung dominierten militaristische Veröffentlichungen und Filme deutlich gegenüber solchen mit kriegskritischer und pazifistischer Ausrichtung; 1929 setzte darüber hinaus eine noch ungleich größere Welle von kriegsverherrlichenden Werken ein mit einer Spitze im Jahre 1930 und einem absoluten Höhepunkt in der Spanne von 1933 bis 1935. Die tiefgreifende Verunsicherung des krisengeschüttelten Deutschlands förderte offensichtlich in der Öffentlichkeit die Sehnsucht nach Darstellungen von soldatischer Stärke und klarer Freund-Feind-Unterscheidung (Wette 1979, 94f.).

Gegen diesen Trend stand der 1930 erschienene Roman *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque, der zum erfolgreichsten deutschsprachigen Bestseller aufstieg. Schon im Erscheinungsjahr erreichte er im Inland eine Auflage von einer Million; im Ausland verkaufte er sich doppelt so häufig. Nicht nur der Titel avancierte zur oft benutzten Phrase in der Alltagskommunikation, sondern auch Romanfiguren wie der gleichermaßen sadistische wie feige Unteroffizier Himmelstoß stiegen zu typologischen Charakteren auf. Auch wenn der Autor seinen Roman als unpolitisch bezeichnete und eine pazifistische Ausrichtung leugnete, so wurde er gerade in der liberalen Presse in kriegskritischer Weise rezipiert.

Tatsächlich ist *Im Westen nichts Neues* zumindest kritisch in dem Sinne, dass er die Realität des Krieges ungeschminkt zur Sprache bringt. Es finden sich keine Heldengestalten, sondern Menschen mit ihren kleinen Freuden über gutes Essen und ein wenig Sicherheit sowie großen Ängsten in Kampfsituationen. Die Latrine ist genauso präsent wie das Leiden unter Läusen. Gestorben wird nicht mit großer Geste, sondern mit heraushängenden Gedärmen nach tagelangen Schmerzensschreien, die schließlich in ein elendes Röcheln

übergehen, während die Kameraden wegen des ständigen Beschusses passive Zeugen des Totenkampfes bleiben müssen. Der bewusste Akt des Tötens findet ebenso Erwähnung wie die Schuldgefühle, wenn der militärische Gegner einmal in seiner Menschlichkeit wahrgenommen wird.

Auch die Sinnfrage wird vom Protagonisten des Romans thematisiert. Nicht nur enthüllt der Kriegsalltag das hohle und wirklichkeitsfremde Gerede von Lehrern und Stammtischstrategen, die in bequemer Distanz von der Front die Kriegsideologie reproduzieren, als leere Phrase; der Krieg stellt darüber hinaus den Wert aller angeblichen kulturellen Errungenschaften infrage: „Es muß alles gelogen und belanglos sein, wenn die Kultur von Jahrtausenden nicht einmal verhindern konnte, daß diese Ströme von Blut vergossen wurden“ (Remarque 1987, 236). Und als der Ich-Erzähler Paul Bäumer das Leiden und Sterben von Kriegsgefangenen miterlebt, stellt sich für ihn die Frage, warum einfache Soldaten einander so gnadenlos gegenüberstehen:

Jeder Unteroffizier ist dem Rekruten, jeder Oberlehrer dem Schüler ein schlimmerer Feind als sie uns. Und dennoch werden wir wieder auf sie schießen und sie auf uns, wenn sie frei wären. Ich erschrecke; hier darf ich nicht weiterdenken. Dieser Weg geht in den Abgrund. Es ist noch nicht die Zeit dazu; aber ich will den Gedanken nicht verlieren, ich will ihn bewahren, ihn fortschließen, bis der Krieg zu Ende ist. Mein Herz klopft: ist hier das Ziel, das Große, das Einmalige, an das ich im Graben gedacht habe, das ich suchte als Daseinsmöglichkeit nach dieser Katastrophe aller Menschlichkeit, ist es eine Aufgabe für das Leben nachher, würdig der Jahre des Grauens (Remarque 1987, 236)?

Die Möglichkeit, eine militärkritische oder pazifistische Lehre aus dem Krieg zu ziehen, ist hier angedeutet, doch es finden sich auch andere Themen im Roman. Remarque singt ein ungebrochenes Loblied auf die Kameradschaft unter einfachen Soldaten, und der Ich-Erzähler zieht gern von der ihm fremd gewordenen Heimat zurück an die Front. Die Kriegsursachen bleiben völlig ausgeblendet, und der Roman hinterfragt nicht die behauptete Unausweichlichkeit des soldatischen Einsatzes. Der Krieg erscheint als Unglück; ob aber Deutschland den Einsatz seiner Soldaten hätte vermeiden können oder ob ein unvermeidlicher Verteidigungsfall vorgelegen habe, wird nicht thematisiert. Die positiven Charaktere im Roman erfüllen ihre Pflicht an der Front, während der Schinder Himmelstoß in panischer Angst von seinen ehemaligen Untergebenen zum Kampf gezwungen wird. Selbst die Leistung des deutschen Soldaten wird verteidigt: er sei „besser und erfahrener“ gewesen, sei aber schließlich „einfach von der vielfachen Übermacht zerdrückt und zurückgeschoben

worden“ (ebd., 255). Die linke Presse hatte nicht unrecht, wenn sie in dem Roman eine klare politische Aussage vermisste.

Solche interpretatorischen Feinheiten interessierten jedoch die militaristische Rechte nicht: Sie verdamnten, nachzulesen bei Friedrich Georg Jünger, *Im Westen nichts Neues* als ein Buch, „das nicht die heroischen Kämpfe der deutschen Heere darstellte, sondern sich in schwächlichen Klagen gegen den Krieg erging“ (zit. nach Sontheimer 1983, 95). Während der wahre Mann das Großartige im Krieg sehe, schildere Remarque, so Franz Schauwecker, das „Kriegserlebnis des Untermenschen“ (zit. nach Sontheimer 1983, 95). Der ‚soldatische Nationalismus‘ beantwortete Remarques schonungslose Schilderung des Krieges nicht nur mit einer Unmenge an kriegsverherrlichenden Schriften, sondern versuchten auch, den ideologischen Gegner mit Gewalt mundtot zu machen. Als die Verfilmung des Romans die Kinos erreichte, störten die Nationalsozialisten Vorführungen etwa durch das Aussetzen von weißen Mäusen und Blindschleichen. Der Film brauchte Polizeischutz und wurde schließlich am 11. Dezember 1930 verboten, weil er das Ansehen Deutschlands im Ausland gefährde. Die Staatsmacht bezog hier skrupellos Stellung für die militaristische Erinnerung an den Weltkrieg.

Jedoch ist es nicht hinreichend, in den offiziellen Maßnahmen zur Steuerung der öffentlichen Erinnerung oder in dem Mangel an einer klaren politischen Aussage den Hauptgrund dafür zu sehen, dass *Im Westen nichts Neues* keine stärkere Wirkung ausübte. Mindestens ebenso wichtig dürfte gewesen sein, dass es Remarque – wie dem gesamten Pazifismus – nicht gelang, der heroischen Verherrlichung von Krieg und Krieger eine ebenso attraktive Vision des Einsatzes für eine friedliche Welt entgegenzusetzen. Vor allem sind alle sympathischen Charaktere im Roman nichts als Getriebene: sie reagieren auf die Umstände, ohne selbst Initiative zu ergreifen oder klare Gegenvorstellungen zu entwickeln. Diese Passivität beschränkt sich nicht allein auf die Kriegssituation. Obwohl der Roman mit dem Tod des Protagonisten an der Westfront endet, ist er durchzogen von der Klage, dass die jungen Soldaten, direkt von der Schule in den Krieg geworfen, für das ganze Leben Schaden genommen hätten. Nachdem ein junger Soldat ein Gespräch mit den Worten zum Abschluss bringt: „Der Krieg hat uns alle verdorben“, kommentiert der Protagonist als Stimme des Autors:

Er hat recht. Wir sind keine Jugend mehr. Wir wollen die Welt nicht mehr stürmen. Wir sind Flüchtende. Wir flüchten vor uns. Vor unserem Leben. Wir waren achtzehn Jahre und begannen die Welt und das Dasein zu lieben; wir mußten darauf schießen. Die erste Granate, die einschlug, traf in unser Herz. Wir sind abgeschlossen

vom Tätigen, vom Streben, vom Fortschritt. Wir glauben nicht mehr daran; wir glauben an den Krieg (Remarque 1987, 84).

Remarque mag recht gehabt haben, dass die schrecklichen Kriegserfahrungen viele Soldaten für ihr gesamtes Leben traumatisierten. Doch unabhängig vom etwaigen Wahrheitsgehalt ist es offensichtlich, dass dieser Roman im Gegensatz zu den heroischen Ergüssen des ‚soldatischen Nationalismus‘ der nachfolgenden Generation keine Identifikationsmöglichkeiten mit glänzenden Rollenvorbildern anbot. Er erlaubte weder, aus der deprimierenden Misere der Weltwirtschaftskrise in eine Welt heldenhafter Dramatik zu fliehen, noch bot er Verhaltenslehren für schwierige Situationen. Eine solche pessimistische Weltsicht konnte nicht begeistern und viele Kämpfer für den Frieden gewinnen. *Im Westen nichts Neues* konnte daher den Trend zum militaristischen Denken nicht stoppen; vermutlich ist die Welle an Kriegsromanen durch die Auseinandersetzung um diesen Roman und seine Verfilmung sogar noch gesteigert worden. Eine Umfrage von 1930 bei Arbeitern in Berlin – wo eine militärkritische Haltung zweifellos weiter verbreitet war als im Bevölkerungsdurchschnitt – ergab beispielsweise, dass Jugendliche vor allem Kriegs- und Marinefilme schätzten (Winkler 1985, 137f.).

Heldenhafte Erzählungen oder lustige Anekdoten dominierten im Rückblick, so meinte Kurt Tucholsky etwa schon 1922 in dem Aufsatz „Das Felderlebnis“, zunehmend die Erinnerung:

ein Teemädchen in Baranowitschi, die Geschichte mit den zwei Schweinen in Flandern, der verzögerte Feldpostbrief, der Krach mit dem Bataillonsführer wegen des Hanseatenkreuzers – das wird behalten. Aber der Schmerz, der Schmerz ist fast vergessen. Und da nur ein beschränkter Teil aller Erfahrung vererbt wird (denn wie wären wir sonst), so ist noch gar nicht gesagt, daß nicht die nächste Generation mit frisch-dämlicher Begeisterung [...] die Knarre wieder auf den Buckel nimmt (Tucholsky 1960, Bd. 1, 1035-1040, hier 1035f.).

August 1914 und September 1939

Über den Beginn des Zweiten Weltkriegs notierte der in Berlin lebende amerikanische Journalist William Shirer in seinem Tagebuch:

I was standing in the Wilhelmplatz about noon when the loud-speakers suddenly announced that England had declared herself at war with Germany. Some 250 people were standing there in the sun. They listened attentively

to the announcement. When it was finished, there was not a murmur. They just stood there as they were before. Stunned. [...] I walked in the streets. On the faces of the people astonishment, depression. [...] In 1914, I believe, the excitement in Berlin on the first day of the World War was tremendous. Today, no excitement, no hurrahs, no cheering, no throwing of flowers, no war fever, no war hysteria. There is not even any hate for the French and British – despite Hitler's various proclamations to the people, the party, the East Army, the West Army, accusing the 'English warmongers and capitalistic Jews' of starting this war. When I passed the French and British Embassies this afternoon, the sidewalk in front of each of them was deserted. A lone *Schupo* paced up and down before each (Shirer 1970, 158f.).

Dies ist eines der vielen Zitate, die zu zeigen scheinen, dass der Schrecken des Ersten Weltkrieges doch bei allem militaristischen Gehabe in Deutschland untergründig nachwirkte. Insgesamt, so meinte etwa ein Bericht aus Bayern, wurden zwar außenpolitische Erfolge „mit heller Freude aufgenommen“, aber es bestand nur eine „geringe Neigung zu kriegerischen Verwicklungen“, besonders als sich der Krieg durch den Eintritt der Westmächte schnell ausweitete (Broszat 1977, Bd. 1, 128 und 130). Bedeutete eine solche Sorge vor einem größeren Krieg doch, dass der Erste Weltkrieg letztendlich eine Zäsur darstellte, weil im August 1914 noch eine viel größere Naivität und Begeisterung vorgeherrscht hatte?

Schon die öffentliche Reaktion auf den weiteren Kriegsverlauf lässt Zweifel aufkommen. Mit dem Sieg über Frankreich war die Skepsis verschwunden, und Hitler auf dem Gipfel seiner Popularität. Die Vorbehalte bei Kriegsbeginn hatten weithin nicht einem Krieg an sich gegolten, sondern der Angst vor einem weiteren verlustreichen und erfolglosen Krieg. Für den Triumph über Frankreich war die große Mehrheit der Bevölkerung offensichtlich gern bereit, den Preis einer schnellen militärischen Auseinandersetzung in Kauf zu nehmen. Nach dem verlustreichen Ersten Weltkrieg wollten viele nicht leichtfertig eine neue schwere militärische Auseinandersetzung riskieren, aber Nationalismus und Militarismus waren noch so weit verbreitete Überzeugungen, dass man zugleich den Wiederaufstieg Deutschlands zur Großmacht ersehnte und dafür auch einen ‚Blitzkrieg‘ befürwortete.

Doch selbst der angebliche Widerwille gegenüber einem Krieg im September 1939, den viele Zeitgenossen und Historiker konstatiert haben, muss relativiert werden (Rohkrämer 2013, 113-120 und 255-257). Ein militaristischer Nationalismus prägte die Bevölkerung in den Friedensjahren des NS-Regimes stärker als oft angenommen. Zwar bestand immer die Sorge vor einem neuen verlustreichen Krieg, aber Angst bedeutete nicht prinzipielle Gegnerschaft, und eine Mehrheit scheint die vorgebliche Unausweichlichkeit des Krieges akzeptiert zu haben. So meinte ein Stimmungsbericht der Exil-SPD von 1936: „Die Friedensbeteuerungen Hitlers werden in Deutschland von den Massen mehr ernst genommen,

als dies geglaubt wird“. Bis in die Arbeiterschaft hinein herrsche die Auffassung, „daß ‚wir uns‘ [...] wehren müssen“ (Deutschlandberichte, November 1936, 1382). Und ein Jahr später meinte ein Bericht im gleichen Tenor: „Die unpolitische Masse [...] fürchtet den Krieg“, aber glaube auch, „daß ‚die anderen‘ Deutschland nicht den Lebensraum gönnen, den es braucht“ (ebd., Oktober 1937, 1365). Die Mehrheit der Bevölkerung bevorzugte offensichtlich die kampflosen Erfolge nationalsozialistischer Machtpolitik, aber der Glaube, dass Deutschland zur Durchsetzung seiner Interessen einen Krieg riskieren müsse, war doch weit verbreitet. 1939 war die Bevölkerung wohl weniger naiv als 1914 in Bezug auf einen Krieg zwischen Großmächten im Industriezeitalter, und damit auch besorgter, aber dennoch bestand eine überraschende Bereitschaft, den Krieg mitzutragen. Schon vor den Erfolgen im Westen vermerkte ein weiterer Bericht der Exil-SPD in diesem Sinne, dass „gegen alle Erwartungen die Perspektiven des Nazismus im Volke populär sind. Das gilt auch für den Krieg. [...] Es ist ein Irrtum, wenn man den Krieg im Reich für unpopulär hält und den Willen zum Sieg gering schätzt“ (ebd., Feb. 1940, 112).

Und weiterhin war es wieder vor allem die Jugend, die militaristisch geprägt war. „Auf dem Lande“, so ein Bericht der Exil-SPD, herrsche unter der Jugend die Stimmung: „Es gibt nichts schöneres als Soldat zu sein“ (ebd., Juli 1936, 830f.). Junge Männer in Zivil wurden bei Kriegsbeginn Dieter Wellershoff zufolge als „Zivilunken“ diffamiert (Wellershoff 1984, 146), und ein anderer Zeitzeuge meinte: „Die Nicht-Tauglichen haben sich geschämt. Wer nicht tauglich war, war kein Mann“ (zit. nach Zimmermann 1983, 123). Eva Sternheim-Peters stellte schließlich im Rückblick fest, dass bei ihr und anderen Jugendlichen trotz der sorgenvollen Miene der älteren Jahrgänge ganz andere Gefühle vorherrschten: „Sie war“, so schrieb sie in der Distanz signalisierenden Rede in der dritten Person über ihr früheres Selbst, „traurig über den Krieg, weil sich das so gehörte, aber in ihrem Gedächtnis ist auch eine klammheimliche Freude vorhanden. [...] Es gab damals wohl mehr Kinder und Jugendliche, die es heimlich ‚toll‘ fanden, daß jetzt eine ‚große Zeit‘ begann“ (Sternheim-Peters 1992, 422f.). Es scheint, dass nicht nur die durch eine Jugend im Ersten Weltkrieg geprägten ‚victory watcher‘ weitaus militaristischer waren als die Veteranen, sondern ebenso die gesamten nachfolgenden Generationen, die von der militaristischen Erinnerungskultur an den Ersten Weltkrieg geprägt waren. Gerade junge Männer, die noch keine Verantwortung für Frau, Kinder oder familiären Besitz übernommen hatten, scheinen häufig besonders stark von der Rolle des ‚soldatischen Mannes‘ beeindruckt gewesen zu sein. Ohne die Möglichkeit, gegen risikofreudige Kampf- und Opferbereitschaft auch die Rolle des männlichen Versorgers ins Spiel zu bringen, war ihre Kriegsbereitschaft besonders ausgeprägt.

„No more Heroes any more?“

Dieser Beitrag hat für ein Handbuch zum Ersten Weltkrieg einen weiten chronologischen Bogen abgeschritten, doch nur so hat die Frage adressiert werden können, inwieweit der Erste Weltkrieg eine Zäsur darstellt. Nicht nur die Vorkriegszeit muss Beachtung finden, sondern auch der nächste Kriegsbeginn, denn nur in dieser konkreten Situation zeigt sich ungeschminkt, inwieweit sich die Einstellung zu Krieg und Frieden im Laufe der Zeit geändert hat. Stellte der Weltkrieg für die Zeitgenossen die Sinnhaftigkeit der Geschichte so fundamental in Frage, dass die Erinnerung durch angestrengte Versuche der Sinnstiftung geprägt war? Bei manchen schimmert dies tatsächlich durch: Remarque stellte in seinem Roman die Frage, ob nicht ein solches Menschenschlachten die gesamten humanitären Ansprüche, die sich mit der modernen Zivilisation verbinden, als leere Phrase entlarven. Auf einer systematischeren Ebene machten auch kulturkritische Philosophen von Ludwig Klages bis hin zu Martin Heidegger die angebliche Fehlentwicklung der Modernisierung dafür verantwortlich, dass es zu einem solch furchtbaren Ereignis kommen konnte. Sie griffen dabei auf die Kulturkritik des 19. Jahrhunderts zurück, welche schon vor den Gefahren der Technik und einer Entwertung aller Werte gewarnt hatte, doch die Diagnose radikalisierte sich und stieß auf breitere Resonanz.

Auch gab es Menschen wie Käthe Kollwitz, die sich durch die unermesslichen Schrecken und Leiden zu Kriegsgegnern entwickelten. Die Zahl der Pazifisten nahm deutlich zu; allerdings blieben sie auch in der Weimarer Republik eine kleine, politisch randständige Gruppe. Wichtiger war die Kritik des Krieges durch die organisierte Arbeiterbewegung, die aber nie die Form einer prinzipiellen Ablehnung von Krieg an sich annahm. Zudem stellte der Weltkrieg für sie nicht die Sinnfrage: er war eine Folge kapitalistischer und imperialistischer Konkurrenz, die durch den weiteren Fortschritt hin zum Sozialismus überwunden werde.

Die größten Schwierigkeiten hatte die Mehrheit der Deutschen nicht mit dem Krieg, sondern mit der Niederlage. Mit den von vielen *public intellectuals* lauthals verkündeten ‚Ideen von 1914‘ war der Sieg der deutschen Kultur zur geschichtsphilosophischen Notwendigkeit erklärt worden, und die Kriegspropaganda hatte den Glauben an den Sieg der deutschen Waffen weit verbreitet. Der Zusammenbruch konnte deshalb gerade in nationalistischen Kreisen als historische Ungerechtigkeit erscheinen, wenn nicht sogar mit der Dolchstoßlegende auf einen Verrat zurückgeführt und politische Gegner als Sündenböcke

identifiziert wurden. Diese Deutung der historischen Ereignisse entwickelte die größte politische Dynamik in der Nachkriegszeit.

Was alle diese retrospektiven Deutungen des Weltkriegs verbindet, ist nicht, dass sie völlig neue Perspektiven eröffneten, sondern dass sie bestehende Überzeugungen radikalisierten. Für Kulturkritiker bestätigte der Krieg die gefährliche Dynamik der modernen Welt, für Pazifisten die Notwendigkeit von politischen Mechanismen zur Vermeidung und Eindämmung militärischer Konflikte. Für militaristische Nationalisten bedeutete der Weltkrieg schließlich eine Bestätigung ihrer sozialdarwinistischen Sicht der Geschichte und der Überzeugung, dass Deutschland entweder den Schritt zur europäischen Hegemonialmacht schaffen oder seine Bedeutung auf dem internationalen Parkett verlieren werde.

Der Erste Weltkrieg bedeutete deshalb in vieler Hinsicht keine Zäsur, besonders nicht in Bezug auf die Wertorientierungen und Zielvorstellungen. Was sich änderte war vor allem, dass die moderne technische Welt als unausweichliche Notwendigkeit akzeptiert wurde wohl hatte die Technik in ungeahntem Maße ihr destruktives Potential gezeigt, aber zugleich erschien auch jeder Gedanke an ihre Abschaffung oder Eindämmung als naiv-romantische Weltflucht. Der Krieg schien zu zeigen, dass die Menschheit ganz wie der Zauberlehrling die Fähigkeit zur sinnvollen Steuerung der modernen Mittel verloren hat, doch die Möglichkeit zur Lösung dieses Problems wurde zumeist nicht darin gesehen, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, sondern darin, einen konstruktiveren Umgang mit der modernen Technik zu erlernen. Die wirtschaftlichen Verwerfungen der Zwischenkriegszeit mit ihrem langsamen ökonomischen Wachstum und den vielen Krisen schienen diese Sicht nur immer wieder zu bestätigen. Nicht Antimodernismus bestimmte das Nachdenken der Zeit, sondern die Suche nach einer anderen und besseren Moderne. Diese Akzeptanz moderner Mittel als unausweichliche Notwendigkeit markierte besonders den Militarismus der Weimarer Republik: wie anders als mit einer intensiven Nutzung der modernen Technik – wenn nicht sogar darüber hinaus mit allen Mitteln zur Züchtung eines neuen Menschen und der Schaffung einer kampffähigen, hierarchisch und sozial gerechten Volksgemeinschaft – konnte man hoffen, Deutschland wieder international stark zu machen?

Der Erste Weltkrieg bedeutete auch keinen Bruch der Dominanz einer militaristischen Ausrichtung. Nicht kriegskritische Bewegungen profitierten schließlich von den schrecklichen Erfahrung des Ersten Weltkriegs; vielmehr verbreitete sich eher noch die gesellschaftliche Wirkungsmacht einer radikalisierten Sehnsucht nach Weltgeltung ebenso wie das Idealbild des heroischen Kämpfers. Mehrere Gründe trugen dazu bei, dass im Laufe der Weimarer Republik die militaristische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg Dominanz

erreichte: Zunächst war es immer leichter, den Kriegsoptionen ehrend zu gedenken, wenn man die Sinnhaftigkeit des Weltkriegs nicht hinterfragte. Zweitens waren die 1920er Jahre von so vielen internationalen Konflikten und deutschen Aufstiegssehnsüchten geprägt, dass der Pazifismus nur wenig Überzeugungskraft entwickeln konnte. Und schließlich gelang es den Kriegsgegnern nicht, ähnlich attraktive Visionen zu entwerfen wie der ‚soldatische Nationalismus‘ mit seiner Vision dramatischer Kämpfe und männlichem Heroismus. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs war die Kriegsbereitschaft in der Bevölkerung deshalb ungebrochen. Gerade bei Teilen der jüngeren Generation konnte der Kriegsbeginn sogar eine positive Resonanz auslösen, und die anfänglichen Erfolge wurden in weiten Kreisen mit Begeisterung begrüßt. Erst mit dem noch viel dramatischeren Zusammenbruch als Folge des Zweiten Weltkriegs setzte sich eine viel breitere Ablehnung von Machtpolitik und Krieg in Deutschland durch.

Georg Orwell unterschied zwei gegensätzliche Aspekte der menschlichen Natur: „There is one part of you that wishes to be a hero or a saint, but another part of you is a little fat man who sees very clearly the advantage of staying alive with a whole skin“. Er erkannte somit deutlich die in der deutschen Geschichte so lange heruntergespielte pragmatische Seite des Menschen, der sich nach Sicherheit und Komfort sehnt. „Nevertheless“, so setzte er jedoch fort, „the high sentiments always win in the end. Leaders who offer blood, toil, tears and sweat always get more out of their followers than those who offer safety and a good time. When it comes to the pinch, human beings are heroic“ (Orwell 1968, 163f.). Selbst im Rückblick auf den Zweiten Weltkrieg äußerten Zeitzeugen eine starke Ablehnung von Deserteuren; sie waren somit noch immer überzeugt, dass die deutschen Soldaten in einem offensichtlich falschen Krieg ihre nationalsozialistisch definierte vaterländische Pflicht zu erfüllen hatten (vgl. Philipp 2010, 410-417). In den 1950er Jahren galten die wenigen Kriegsdienstverweigerer vielen noch als ‚Drückeberger‘, und ihre Zahl wuchs erst deutlich seit dem Ende der 1960er Jahre. Schreckliche Kriegserfahrungen allein konnten die Macht des Rollenbilds vom soldatischen Mann nicht brechen; erst mit dem Aufstieg von Konsumgesellschaft und Massenkultur, so scheint es, gewannen konkurrierende zivile Idealbilder so starken Einfluss, dass viele junge Männer nicht länger die Notwendigkeit verspürten, den Vorstellungen von militärischem Heroismus gerecht zu werden.

Vor zwei Jahrzehnten hat eine Gruppe von Historikern vor allem im Hinblick auf soziale und kulturelle Entwicklungen dafür plädiert, eine lange Jahrhundertwende von 1880 bis 1933 als zusammenhängende Epoche zu sehen (vgl. Nitschke 1990). Darüber hinausgehend hat Jürgen Osterhammel aus weltgeschichtlicher Perspektive argumentiert: „Man könnte auch bis

1945 gehen und die gesamte Zeit von den 1880er Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs als ‚Zeitalter der Imperien und des Imperialismus‘ apostrophieren, denn *beide* Weltkriege waren zweifellos im Kern Zusammenstöße zwischen Imperien“ (Osterhammel 2009, 103).

Zumindest für eine Geschichte des Militarismus in Deutschland wäre das Denken innerhalb einer solchen Epoche sinnvoll, wobei nicht nur die Kontinuität imperialer Ambitionen, sondern auch die Stärke eines kulturellen und sozialen Militarismus zu betonen wäre: ein sozialdarwinistisches Denken, das den Krieg als Kampf ums Überleben und als Willen zur Macht zum unausweichlichen Naturgesetz erhob, eine Überhebung des Soldatischen in der Gesellschaft, eine ästhetische Glorifizierung von Gewalt und Krieg sowie die Wirkungsmacht eines männlichen Rollenvorbilds, das sich eng mit soldatischen Werten verband. In diesem Zusammenhang erscheint der Erste Weltkrieg bei allen von ihm mitverursachten Wechseln von Staatsformen, politischen Eliten und kulturellen Formen weniger als Zäsur, die andere Werte und Ziele setzte, sondern vor allem als ein Ereignis, welches zu einer gesellschaftlichen Verbreitung, Stärkung und Radikalisierung von überkommenen Ideologien und Zielvorstellungen, von individuellen und kollektiven militaristischen Identitäten und vor allem der Mittel führte, wo rücksichtslose Brutalität zunehmend zur Selbstverständlichkeit wurde.

Literatur

- Abel Collection*. Hg. von Hoover Institution Archive, Stanford University. Stanford.
- Barth, Boris: *Dolchstoßlegende und politische Desintegration: das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914-1933*. Düsseldorf 2003.
- Bavaj, Riccardo: *Von links gegen Weimar. Linkes antiparlamentarisches Denken in der Weimarer Republik*. Bonn 2005.
- Benz, Wolfgang: *Pazifismus in Deutschland: Dokumente zur Friedensbewegung 1890-1939*. Frankfurt a.M. 1988.
- Bessel, Richard: *Germany after the First World War*. Oxford 1993.
- Boemeke, Manfred/Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.): *Anticipating Total War? The German and American Experiences, 1871-1914*. Cambridge 1999.
- Breuer, Stefan: *Anatomie der Konservativen Revolution*. Darmstadt 1993.
- Broszat, Martin u.a. (Hg.): *Bayern in der NS-Zeit. Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte*. 2 Bde. München/Wien 1977.
- Brokoff, Jürgen: *Die Apokalypse in der Weimarer Republik*. München 2001.
- Chickering, Roger: *Great War, Total War: Combat and Mobilization on the Western Front, 1914-1918*. Cambridge 2000.
- Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.): *The Shadows of Total War. Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939*. Cambridge 2003.
- Deist, Wilhelm: Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918. In: Wolfram Wette (Hg.): *Der Krieg des kleinen Mannes*. München 1992, 146-167.
- Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940*, 7 Bde., Frankfurt a.M. 1980.
- Eksteins, Modris: *Rites of Spring. The Great War and the Birth of the Modern Age*. Boston 1989.
- Frevert, Ute: *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*. München 2001.
- Fulbrook, Mary: *Dissonant Lives. Generations and violence through the German Dictatorships*. Oxford 2011.

- Gründel, Günther: *Die Sendung der jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise*. München 1933.
- Haffner, Sebastian: *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933*. Stuttgart/München 2000.
- Hemming, Laurence P. u.a. (Hg.): *The Movement of Nihilism*. London 2011.
- Herbert, Ulrich: „Generation der Sachlichkeit“. Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre in Deutschland. In: Frank Bajohr u.a. (Hg.): *Zivilisation und Barbarei*. Hamburg 1991, 115-144.
- Hitler, Adolf: *Mein Kampf* [1925/1926]. München ³⁶⁵1938.
- Hobsbawm, Eric J.: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München 1995 (engl. 1994).
- Holl, Karl: *Pazifismus in Deutschland*. Frankfurt a.M. 1988.
- Holl, Karl/Wette, Wolfram (Hg.): *Pazifismus in der Weimarer Republik*. Paderborn 1981.
- Horne, John, Kulturelle Demobilmachung 1919-1933. Ein sinnvoller historischer Begriff? In: Wolfgang Hardtwig (Hg.): *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit: 1918-1939*. Göttingen 2005, 129-150.
- Jünger, Ernst: *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers*. Leisnig 1920.
- Jünger, Ernst: *Der Kampf als inneres Erlebnis*. Berlin 1922.
- Jünger, Ernst: *Das Wäldchen 125. Eine Chronik aus den Grabenkämpfen 1918*. Berlin 1925.
- Jünger, Ernst: *Das Abenteuerliche Herz. Aufzeichnungen bei Tag und Nacht*. Berlin 1929.
- Jünger, Ernst: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*. Hamburg 1932.
- Jünger, Ernst: Sturm [1923]. In: Ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 15, Stuttgart 1978.
- Jünger, Ernst: *Politische Publizistik 1919-1933*. Hg. von Sven Olav Berggötz. Stuttgart 2001.
- Jünger, Ernst: *Kriegstagebuch 1914-1918*. Hg. von Helmuth Kiesel. Stuttgart 2010.
- Koch, Lars: *Der Erste Weltkrieg als Medium der Gegenmoderne. Zu den Werken von Walter Flex und Ernst Jünger*. Würzburg 2005.
- Kohut, Thomas A.: *A German Generation. An Experiential History of the Twentieth Century*. New Haven 2012.
- Kollwitz, Käthe: *Die Tagebücher 1908-1943*. Hg. und mit einem Nachwort von Jutta Bohnke-Kollwitz. München 2012.
- Koselleck, Reinhart/Michael Jeismann (Hg.): *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*. München 1994.
- Krumeich, Gerd (Hg.): *Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg*. Essen 2010.
- Lethen, Helmut: *Verhaltenslehre der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*. Frankfurt a.M. 1994.
- Liulevicius, Vejas G.: *The German Myth of the East: 1800 to the Present*. Oxford 2009.
- Liulevicius, Vejas G.: *War Land on the Eastern Front: Culture, National Identity and German Occupation in World War I*. Cambridge 2000
- Mann, Klaus: *Kind dieser Zeit*. Berlin 1932.
- Merkel, Peter H.: *The Making of a Storm Trooper*. Princeton 1980.
- Mosse, George L.: *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*. Oxford 1990.
- Mosse, George L.: *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*. Stuttgart 1993.
- Neitzel, Sönke: *Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus*. Paderborn 2000.
- Neitzel, Sönke/Welzer, Harald: *Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*. Frankfurt a.M. 2011.
- Nietzsche, Friedrich: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. In: Ders.: *Kritische Studienausgabe*. Bd. 1. Hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari. München 1966, 9-156.
- Nitschke, August u.a.: *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930*. 2 Bde. Reinbek 1990.
- Orwell, George: *The Collected Essays. Journalism and Letters of George Orwell*. Bd. 2. Hg. von Sonia Orwell/Ian Angus. London 1968.
- Osterhammel, Jürgen: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München 2009.
- Philipp, Marc: *Hitler ist tot, aber ich lebe noch. Zeitzeugenerinnerungen an den Nationalsozialismus*. Berlin 2010.
- Remarque, Erich Maria: *Im Westen nichts Neues* [1929]. Mit Materialien und einem Nachwort von Tilman Westphalen. Köln ⁴1987.
- Ritter, Gerhard: *Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland*. Bd. 2: *Die Hauptmächte Europas und das wilhelminische Reich (1890-1914)*. München 1965.
- Rohe, Karl: *Das Reichsbanner Schwarz rot gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik*. Düsseldorf 1966.
- Rohkrämer, Thomas: *Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871-1914*. München 1990.
- Rohkrämer, Thomas: *Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880-1933*. Paderborn 1999.
- Rohkrämer, Thomas: *A Single Communal Faith? The German Right from Conservatism to National Socialism*. Oxford 2007.
- Rohkrämer, Thomas: *Die fatale Attraktion des Nationalsozialismus. Über die Popularität eines Unrechtregimes*. Paderborn 2013.

- Saehrendt, Christian: *Der Stellungskrieg der Denkmäler. Kriegerdenkmäler im Berlin der Zwischenkriegszeit (1919-1939)*. Bonn 2004.
- Salomon, Ernst von: *Die Geächteten*. Berlin 1930.
- Sammartino, Annemarie H.: *The Impossible Border: Germany and the East, 1914-1922*. Ithaca 2010.
- Shirer, William L.: *Berlin Diary* [1941]. London 1970.
- Spengler, Oswald: *Jahre der Entscheidung* [1933]. München ²1951.
- Spengler, Oswald: *Reden und Aufsätze*. München 1937.
- Sontheimer, Kurt: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933*. München 1983.
- Sternheim-Peters, Eva: *Die Zeit der großen Täuschungen. Eine Jugend im Nationalsozialismus*. Bielefeld 1992.
- Stoffels, Michaela: *Kriegerdenkmale als Kulturobjekte. Trauer- und Nationskonzepte in Monumenten der Weimarer Republik*. Köln 2011.
- Tucholsky, Kurt: *Gesammelte Werke*. Hamburg 1960.
- Ulrich, Bernd: *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933*. Essen 1997.
- Ulrich, Bernd (Hg.): *Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871-1914*. Frankfurt a.M. 2001.
- Ulrich, Bernd /Ziemann, Benjamin (Hg.): *Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente*. Frankfurt a.M. 1994.
- Ulrich, Bernd/Ziemann, Benjamin (Hg.): *Krieg im Frieden. Die unkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg*, Frankfurt a.M. 1997.
- Verhey, Jeffrey: *The „Spirit of 1914“ in Germany*. Cambridge 1997.
- Vondung, Klaus: *Die Apokalypse in Deutschland*. München 1988.
- Weber, Max: *Gesamtausgabe, I/4: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik. Schriften und Reden 1892-1899*. Hg. von Wolfgang Mommsen/Rita Aldenhoff. Tübingen 1993.
- Wellershoff, Dieter: Ein Allmachtstraum und sein Ende. In: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): *Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller*. München 1984, 137-152.
- Werth, Christoph H.: *Sozialismus und Nation. Die deutsche Ideologiediskussion zwischen 1918 und 1945*. Wiesbaden 1996.
- Wette, Wolfgang: Ideologien, Propaganda und Innenpolitik als Voraussetzung der Kriegspolitik des Dritten Reiches. In: *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 1: *Ursachen und Voraussetzungen der deutschen Kriegspolitik*. Hg. von Wilhelm Deist u.a. Stuttgart 1979, 25-173.
- Wette, Wolfgang: *Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden*. Frankfurt a.M. 2002.
- Wette, Wolfgang: *Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur*. Frankfurt a.M. 2008.
- Wildt, Michael: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*. Hamburg 2002.
- Winkler, Heinrich August: *Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Der Schein der Normalität. 1924-1930*. Berlin/Bonn 1985.
- Winter, Jay: *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History*. Cambridge ⁴2000.
- Ziemann, Benjamin: *Front und Heimat: ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*. Essen 1997.
- Ziemann, Benjamin: Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Veteranenbund der sozialistischen Arbeiterschaft. In: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), 357-98.
- Zimmermann, Michael: Aufbruchshoffnungen. Junge Bergleute in den dreißiger Jahren. In: Lutz Niethammer (Hg.): *„Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960*. Berlin 1983, 97-132.

Thomas Rohkrämer